

Jeno-Zeitung

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Deben-Strasse 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 66. Volkshof-Konto: Hannover 22 789.

Kreiszeitung

Gronauer Volkszeitung

für den Kreis Ahaus

Eper Volksblatt

Famliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstrasse 2, Fernsprecher Nr. 280. Bankkonten: Kreis- und Stadtparisse Ahaus, Gewerbetank Ahaus und Stadt Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Jeno-Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Nummer 227

Sonntag, den 19. August 1934

Jahrgang 1934



Von Hindenburg zu Hitler.

Von

Reichsarbeitsminister Franz Seldte.

Am Sonntag, dem 19. August, appelliert der Führer, appelliert Adolf Hitler an das ganze deutsche Volk, ob es die von der Reichsregierung beschlossene Vereinigung der Ämter des Reichspräsidenten und des Reichsfeldmarschalls von Hindenburg auf ihn, den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, billigt.

Der Führer legt damit die Entscheidung der deutschen Zukunft und des deutschen Schicksals in die Hand des deutschen Volkes. Und so, wie sein ganzes Tun und Arbeiten getragen ist von dem Glauben an das deutsche Volk, so glaubt er, in dieser Schicksalsstunde nur zusammenzugehen und handeln zu können mit dem Volke und dem Willen der ganzen Nation. Aus der Zustimmung und aus dem Glauben des deutschen Volkes entnimmt der Führer wieder verstärkt und erneut seinen Glauben und seine Kraft zur Meisterung der großen deutschen Aufgaben.

Tiefbewegten Herzens haben wir den Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten von Hindenburg, noch einmal umgeben von der Liebe des ganzen Volkes, zur letzten und würdigen Ruhe in Tannenberg inmitten seiner alten Soldaten geleitet. In diesen Tagen war sich wie vor 20 Jahren das ganze deutsche Volk im Fühlen und im Denken einig. Und mehr denn je heißt es für die Nation, die Erkenntnis zu gewinnen, daß nicht nur zu gehobener Stunde, sondern daß gerade in den Tagen und in den Jahren der kommenden Arbeit die ganze deutsche Nation einig wie ein Mann zusammenzufinden und so das hohe Vorbild und den Willen des vereinigten Reichspräsidenten zu verwirklichen hat.

Trotz allem Schweren hat das deutsche Volk das große Glück, daß es nicht in banger Frage einer führerlosen, schrecklichen Zeit gegenübersteht — das Schicksal hat dieses Mal dem deutschen Volk in Adolf Hitler den würdigen Nachfolger Hindenburgs gegeben. Für die alten Frontsoldaten, aus deren Reihen der Frontkämpfer Adolf Hitler hervorgegangen ist, steht es umungänglich fest, daß wir ihn am 19. August noch einmal auf den Schild heben. Und neu übertragen wir, wie wir es schon am Tannenberg-Denkmal taten, das Gelübnis, das wir einst dem Reichspräsidenten und Generalfeldmarschall geleistet haben, auf Adolf Hitler, den Führer und deutschen Reichskanzler.

Heute werde ich mich als alter Frontsoldat und Mitkämpfer Hindenburgs und Adolf Hitlers über den Kreis der alten Soldaten hinaus an alle deutschen Volksgenossen und ermahne sie im Geiste Hindenburgs: Seid einig! Haltet und arbeitet zusammen! Denkt daran, daß der tausendjährige Wunsch und Traum des deutschen Volkes erfüllt ist — ein Reich — ein Volk — eine Reichsflagge. Und an dieser Reichsflagge ein Mann — Adolf Hitler, der nur das eine hohe und hehre Ziel hat: Deutschland, Deutschland und immer wieder Deutschland und des deutschen Volkes Glück und Wohlfahrt und Gedeihen.

Alle Kraft, die ganze unermesslich hohe und schöpferische Arbeitskraft eines 67-Millionen-Volkes muß zusammengefaßt werden, um zur höchsten Auswirkung und Leistung und zur höchsten Harmonie zu gelangen, damit das deutsche Leben und deutsche Lebensmöglichkeit zu einem wahren deutschen Leben und Lebensinhalt ausgestaltet werden.

Für dieses hohe Ziel hat Hindenburg sein ganzes, wunderbares erfülltes Leben für uns alle immer wieder eingesetzt. Für dieses hohe Ziel ist Adolf Hitler bereit, die schwere Bürde und Würde auf sich zu nehmen, und für die Erreichung dieses hohen Zieles werde ich mich als Führer des NS-Deutschen Frontkämpferbundes (Stahlfelch), als Arbeitsminister und Mitarbeiter Hitlers im Reichskabinett bittend und mahnend im Geiste Hindenburgs an alle deutschen Volksgenossen und rufe ihnen zu: Seid einig! Steht zusammen in guten und in bösen Stunden und sagt Ja, sagt freudig Ja dem deutschen Führer und dem deutschen Reichskanzler Adolf Hitler!

Der thüringische Staatsrat Kahmann seiner Ämter enthoben.

DNB Weimar, 18. August.

Auf Anordnung des Gauleiters und Reichsstatthalters Fritz Sauckel ist der thüringische Staatsrat Ernst Kahmann mit sofortiger Wirkung seiner sämtlichen öffentlichen und Parteiämter enthoben worden, da er den Anweisungen der Parteileitung nicht gefolgt und den Anordnungen des Führers entgegengehandelt hat.

Der belgische Stratosphärenballon gestartet.

Unterredung mit Cosyns vor dem Aufstieg.

DNB Brüssel, 18. August.

Der belgische Gelehrte Max Cosyns, der als Mitarbeiter von Professor Piccard bekanntgeworden ist, ist am Sonntagmorgen um 6.19 Uhr in Hour-Havenne in der Nähe von Dinant mit seinem Stratosphärenballon in Begleitung seines Mitarbeiters van der Elst zum dritten belgischen Stratosphärenflug aufgekliegen.

Die Füllung des Ballons war gegen 3 Uhr nachts beendet. Um 4.35 Uhr wurde der Gondel unter dem Ballon angebracht. Sodann wurde der Ball von der Gondarmerie geräumt und abgelpert. Der Ballon führt als Ballast Sandfäße im Gewicht von insgesamt 1000 Kilogramm sowie 250 Liter Wasser in unterteilten Bleibehältern, die insgesamt 300 Kilo wiegen, mit sich.

Der begeisterte Ausklang des Hamburger Triumphtages.

Eine letzte Rede des Führers.

× Hamburg, 18. August.

Ganz Hamburg blieb am Tage des Besuchs auf den Beinen. Kaum daß der Führer die Fahrt zum Hotel Atlantik, die einem Triumphzug glich, beendet, da marschierten schon mit klingendem Spiel die Abordnungen der SS, der SA, der PD, der NSBO, der NS-Kriegsopfervereine, der NS-HJ u. a. zum Adolf-Hitler-Platz. Der ganze Vorplatz und alle Straßenzüge zum Rathaus hin waren mit Menschenmassen angefüllt. Aus der ersten Reihe der Schaulustigen erblickte man ein großes Transparent, das verkündete: „100 Saarländer grüßen in Treue ihren Führer“. An den Giebelhäusern glühten in allen Farben die Lichtreflexen auf, aber auch die ersten Illuminationen an den Fensterreihen und Häuserfronten flammten auf, ehe noch die Dunkelheit recht hereingebrochen ist.

Kurz vor 8½ Uhr klang von der Mönckebergstraße der Jubel herüber, er schwoll an wie das Brausen des Meeres. Die Kommandos ertönten, Fahnen wurden erhoben. Die Musik intonierte den Lieblingsmarsch des Führers, den Badenweiler Marsch, der aber durch die Jubelrufe der Menge überhört wurde. Der Führer begab sich im Rathaus sofort hinaus in den großen Saal.

Wurde zuerst seine große Rede an das deutsche Volk nur dann und wann vom Beifall unterbrochen, so steigerte sich dies immer mehr. Schließlich wolle der Beifall minutenlang nicht enden.

Die Menschen sprangen auf, streckten dem Führer die Arme entgegen, und ihre Heil- und Ja-Rufe brauseten immer wieder durch den Saal.

Als der Führer geendet und Reichsstatthalter Kaufmann die Rundgebung geschlossen hatte, begab sich der Führer hinaus auf den Balkon. Hier bot sich nun ein Schauspiel, wie man es wohl in Hamburg noch niemals erlebt hat. Der ganze weite Adolf-Hitler-Platz und alle anliegenden Straßen waren vollkommen mit Menschen verpflopt und gefüllt, die alle immer wieder im Chor ihm ihre Verehrung entgegenbrachten und nicht zu beruhigen waren.

Langsam erst konnte der Führer die Menge besichtigen, bis er noch einmal das Wort zu einer kurzen Ansprache nehmen konnte.

Die wundervoll plastisch und mit unerhörtem Schwung vorgetragene große Rede des Führers, das erneute glühende Bekenntnis zur deutschen Volksgemeinschaft und seine beschwörende Mahnung, nicht wieder dem deutschen Erbfeind der Zwietracht, auf das die Feinde schon wieder warten, zu verfallen, löste bei den Hunderttausenden, die da draußen im funkelnden Schein von vielen tausend Lichtquellen unter den rauschenden Fahnenlichtern ertappten, die gleiche erhebende Zustimmung aus wie bei den unmittelbaren Hörern im großen Sitzungssaal. Die Welle des Jubels brausete sich an den Häuserfronten, pflanzte sich in den Kopf an Kopf besetzten Straßenzügen fort, erneuerte sich aber- und abermals, und erst nach Minuten gelang es dem Führer, Gehör zu finden.

Ich habe dem, was ich vorher sprach, so sagte er zu der begeisterten Menge, nichts hinzuzufügen. Ich werde mich

„Der nationalsozialistische Staat bekennt sich zum positiven Christentum. Es wird mein aufrichtiges Streben sein, die beiden großen christlichen Konfessionen in ihren Rechten zu schützen, in ihren Lehren vor Eingriffen zu bewahren und in ihren Pflichten den Einklang mit den Auffassungen und Erfordernissen des heutigen Staates herzustellen.“

So sprach der Führer in Hamburg. Ein freudiges Ja bei der Volksabstimmung soll die Antwort sein!

Das Auslandsecho der Führerrede.

Französische Stimmen.

(1) Paris, 18. August.

Die große Hamburger Rede des Führers wird von der französischen Presse sehr ausführlich wiedergegeben. Die Blätter enthalten sich aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, einer eigenen Stellungnahme und beschränken sich auf Schilderungen der Kundgebungen. Zu den wenigen Ausnahmen gehört der offizielle „Petit Parisien“, der zwei Punkte der Hamburger Rede des Führers besonders hervorhebt, 1. seinen Hinweis darauf, daß die Reichsregierung nicht mehr im Kampf für die Gleichberechtigung Deutschlands, und 2. daß der Nationalsozialismus keine kriegerischen Abenteuer suche, sondern an der Festigung des Friedens arbeiten wolle. Wenn Hitler, so schreibt das Blatt, die Gleichberechtigung fordere, so meine er natürlich die Wiederaufrüstung. Das „Echo de Paris“ beschäftigt sich ebenfalls eingehend mit der Rede. Nachdem das Blatt bereits am Freitag in taktloser Weise gegen das nationalsozialistische Regime Stellung genommen hat, steht es heute seine Hehe fort, und es wäre Zeitverlust, wollte man sich eingehend damit befassen.

Die Aufnahme in London.

London, 18. August.

Die Rede des Führers und Reichskanzlers wird von der Morgenpresse mit größter Ausführlichkeit wiedergegeben, und zwar auch in den Blättern, die weniger Wert auf ihren politischen als auf ihren Unterhaltungsanteil legen. Die eindrucksvollen Vorgänge während der Anwesenheit des Kanzlers werden mit großer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit geschildert. Mißvergnügt will dennoch der „Times“-Korrespondent bemerken, daß die Rede „wenig Neues“ gebracht habe. Die „Morning Post“ hebt den Satz hervor, wonach der Führer beabsichtige, eine Anzahl nationalsozialistischer Minister auch weiterhin im Amt zu behalten. In der „Daily Mail“ meint Lord Rokeby, die Verehrung Adolf Hitlers durch Deutschland habe Ende dieser Woche ihren Höhepunkt erreicht. Die Grundlage dieser Verehrung sei ganz ehrlich, aber ihre Ausprägung sei noch angefeuert worden durch eine ungemein ruhige und erfindungsreiche Propaganda. Daß Hitler das Symbol der deutschen Vaterlandsliebe und der ausserordentliche Prophet der Bestrebungen Deutschlands sei, könne nicht geleugnet werden. Seine rücksichtslose Strenge vom 30. Juni habe ihm sogar viele Deutsche gewonnen, die bis dahin absteils standen. Der Hamburger Korrespondent des „Daily Telegraph“ vertritt in der Rede des Führers die Stützung einer „konkreten Politik“. „Daily Express“ vertritt seinen Bericht über die Hamburger Kundgebung mit einer mißvergnügt gefärbten Ueberschrift.

Die Meinung der polnischen Presse.

DNB Warschau, 18. August.

Die Hamburger Kanzler-Rede wird von der polnischen Presse in langen Auszügen veröffentlicht und als der Höhepunkt der kurzen, aber ausgezeichnet organisierten Vorbereitungen für die Volksabstimmung am Sonntag bezeichnet. Die halskandige „Gazeta Polska“ bemerkt, die überaus inhaltreiche Kanzler-Rede sei die beste gewesen, die Adolf Hitler jemals gehalten habe. Mit unerhörter Begeisterung sei das ganze deutsche Volk der Rede des Kanzlers gefolgt. Die nationaldemokratische „Gazeta Warszawska“ legt sich mit der Frage der deutschen Volksabstimmung auseinander und meint, die Volksabstimmung am kommenden

An alle Preußen!

Aufruf des preussischen Ministerpräsidenten Göring.

Berlin, 18. August.

Der preussische Ministerpräsident Göring erläßt zur Volksabstimmung folgenden Aufruf:

An alle Preußen!

Der Geist Hindenburgs lebt unsterblich in seinem Volke. Mit ihm lebt der alte preussische Staatsbegriff, dessen ewige Ethik an territoriale Grenzen nicht gebunden ist und heute das ganze Reichsgebiet erfüllt.

Mut und Kraft, Besonnenheit und Disziplin, Sauberkeit und Sparsamkeit, das ist der Inhalt echten Preußentums, das sind die Tugenden, die allein ein Volk groß und glücklich machen. In dem höheren Sinne wahren Preußentums gibt es keinen echten Preußen als unseren Führer Adolf Hitler. Das beweist sein persönlicher Mut und seine Verantwortungsbereitschaft, die Größe und Stärke seines Charakters, die Lauterkeit und Bescheidenheit seines Wesens.

Schon Hindenburg war uns die Verkörperung unserer höchsten Ideale. In Adolf Hitler sehen wir die vollendete Erfüllung im Dritten Reich.

Wir Preußen wollen deshalb am 19. August uns der Tradition unserer Väter würdig zeigen und geschlossen antreten, um unsere Pflicht zu erfüllen.

Unsere Pflicht heißt: Ein „Ja“ für Adolf Hitler!

den Sonntag werde ein großer Triumph Adolf Hitlers und des Nationalsozialismus sein. Das Ergebnis werde in der Welt verschiedenes ausgelöst, aber es gebe nur eine Erklärung, nämlich, daß der „Hitlerismus“ eine politische Bewegung des deutschen Volkes sei, die den Bedingungen und Bedürfnissen der Zeit entspricht. Aus dieser Quelle schöpfe Hitler seine Kraft, weil er selbst der Ausdruck dieser Bewegung sei.

Feder muß zur Wahlurne gehen und mit Ja stimmen!

DNB Berlin, 18. August.

Entgegen Gerüchten, die systematisch von Saboteuren ausgebreitet werden, wird nochmals darauf hingewiesen, daß selbstverständlich jeder Volksgenosse zur Wahlurne gehen muß und daß nicht abgegebene Stimmen nicht etwa als Ja-Stimmen gewertet werden, sondern dem großen Bekenntnis für den Führer am 19. August verloren gehen.

Außerdem wird darauf aufmerksam gemacht, daß wie bei jeder Wahl wahlberechtigt ist, wer das 24. Lebensjahr vollendet hat, d. h. alle Volksgenossen und Volksgenossinnen, die abstimmberechtigt sind, die vor dem 19. August 1914 geboren sind und deren Namen in den Wahllisten enthalten sind.

Warum in Oesterreich nicht gewählt werden soll.

DNB Wien, 18. August.

Der Bundeskommissär für Heimatsdienst, Adam, hielt am Freitagabend eine Rundfunkrede, in der er sich mit den stimmungsmäßigen Rückwirkungen der gewaltigen Volksabstimmung im Reich auf Oesterreich auseinandersetzte. Man höre, so führte er u. a. aus, die agitatorisch zugespielte Frage, warum nicht auch in Oesterreich abgestimmt werde. Die österreichische Bundesregierung sei entschlossen, zu gelegener Zeit in einem gewissen zeitlichen Abstand von den erschütternden Ereignissen der Monate Februar und Juli vor aller Welt den Nachweis zu erbringen, daß eine sehr starke Mehrheit der Bevölkerung die Grundgedanken der Verfassung vom Jahre 1934 anerkenne. Aber unter der theoretischen Annahme, daß die Opposition in Oesterreich tatsächlich stärker sei als die Vaterländische Front — nur äußerster Verantwortlichkeit würde sich entschließen können, daraus irgendwelche Forderungen für das Regime abzuleiten. Man könne nur die Ja-Stimmen mechanisch addieren, aber keineswegs die Nein-Stimmen, weil diese Nein-Stimmen zum großen Teil vom Rechtsradikalismus und zum Teil vom Linksradikalismus kommen würden, also nicht adäquat seien.

Die Propaganda für Wahlen oder eine sofort durchzuführende Volksabstimmung in Oesterreich benutze mit besonderer Vorliebe die Behauptung, daß sich das Regime vorwiegend auf die Bajonette der Exekutive stütze. Es sei selbstverständlich richtig, daß die Regierung gezwungen sei, die Macht mittel des Staates erheblich härter und schlagfähiger zu halten, als es in ruhigen Zeiten möglich sei. Aber wenn die Opposition mit Wachsamkeit und Ammonition arbeite, könne sich die Staatsgewalt nicht auf Ermahnungen, Belehrungen und harmlose Verwaltungsfragen beschränken.

Scheidemann wandert aus.

DNB Warschau, 18. August.

Am Bord des polnischen Dampfers „Roscius“ hat sich am Freitag Philipp Scheidemann mit seiner Frau von Gdingen nach Amerika begeben.

Zusammentreffen Mussolini-Schuschnigg in Florenz.

Rom, 17. August.

Die Zusammenkunft zwischen dem Ministerpräsidenten Mussolini und dem österreichischen Bundeskanzler Schuschnigg wird in Florenz stattfinden.

Starkes Erdbeben in Japan

DNB Tokio, 18. August.

Ein starkes Erdbeben wird aus der Gegend von Nagoya gemeldet. Die Bahnverbindungen sind unterbrochen, die Bewohner verlassen fluchtartig ihre Häuser. Man glaubt, daß sich der Mittelpunkt des Bebens etwa 90 Kilometer von der Stadt Nagoya entfernt befindet.

Wetterbericht.

Vorherhersage für Sonntag:

Etwas aufziehende westliche, später südwestliche Winde, nach meist heiterer Nacht tagelichter Bewölkungszunahme und strichweise aufkommender leichter Niederschlag, in den Morgenstunden vielfach dünnig, Temperaturen wenig ansteigend.

Aus dem Kreise Ahhaus

Dies und Das

Eine einzige Familie

Die Ferienzeit neigt sich ihrem Ende zu. Heimwärts geht's, und es ist ein beglückender Gedanke, dieses Heim zu haben und zu ihm zurückkehren zu können. So gern und mit so hohen Erwartungen man in die Ferne zog. In die Ferne und Fremde. Fremde? Nein, das war es im Grunde nicht. In eine Landschaft ist man gereist, die anders war als die, von der man stets umgeben war, man ist unter Menschen gegangen, die man nicht als Bekannte ansprechen konnte. Aber richtig fremd waren sie nicht, wie Menschen nicht, in der und zwischen denen man sich in der Urlaubszeit bewegte. Man empfand es mehr als ein beglückendes Erlebnis, daß es Menschen gleichen Blutes, gleicher Sprache, gleichen Empfindens und auch gleichen Schicksals waren, daß es deutsche Landschaft war, in der man sich bewegte, und deutsche Menschen, mit denen man eine kurze Spanne Zeit verbrachte, von denen man Abschied nimmt, die man vielleicht niemals mehr sehen und sprechen wird, die aber dennoch immer zu uns gehören. Vor zwanzig Jahren, als das gewaltige Geschehen eines Weltkrieges die Deutschen aller Stämme und Landschaften zusammenführte in schicksalhaftem Erleben, hat man das urgewaltig empfunden; und noch einmal ging diese Welle großen Gemeinschaftslebens durch das deutsche Volk, als das Dritte Reich der Deutschen entstand. Im Kleinen, aber darum nicht im geringsten weniger bedeutsam, kann dieses Erleben eben erfahren, der sich einmal von seinem Lebensbezirk gelöst und deutsche Menschen anderer Gauen kennengelernt hat. Auf Schritt und Tritt begegnete er den Zeugen ehrwürdiger deutscher Geschichte, die ihm sagten, daß dieses Gemeindegut schon immer vorhanden war, aber leider nicht immer gelebt wurde. Es klingt ihm aus der andern Mundart, die ihm sagt, daß hier ein Eigenleben, auf Stammesgemeinschaftlichkeit gegründet, wuchs und festgehalten wurde, daß aber doch nur Einzelgänger erfährt und vielleicht die stärkste Stütze des Gemeinlebens ist. Es hat seine tiefe Bedeutung, wenn der neue Staat, der an die Spitze seiner Ziele das Gemeinschaftsleben stellt, auch darauf sein Augenmerk richtet, das deutsche Volksgenossen der verschiedensten Anschauungsstufen einander kennenlernen und einander näherkommen. Wenn man heute schon sagen kann, daß die NSD., „Kraft durch Freude“ gerade auf allen Gebieten das lebenspendende Element geworden ist, so hat sie bestimmt auch den allergrößten Anteil am Reiseverkehr in Deutschland im Jahre 1934. Außer den Wochenfahrten hat sie fast eine Million deutscher Menschen

auf herrliche Urlaubsfahrten in ihnen bis dahin fremde Gauen geführt und wenn irgendwo, dann wird hier das Ziel erreicht, daß sich die Volksgenossen kennen und schätzen lernen. Und es ist ein großes, vielleicht das größte Erlebnis, daß man von der Reise, die der Erholung dient, gewinnen kann, daß man in der ganzen Herzenstiefe von dem Wissen und dem Gefühl erfüllt wird, das einem sagt: Ein einziges Volk ist es, eine einzige große Familie, soweit die deutsche Zunge klingt.

Kindheits-erinnerungen

Zu beiden Seiten der Straße durch die mein Weg führt, haben sich graue, düstere Häuserreihen auf. Ebenso grau und schmutzig, für das Auge fast beleidigend, gibt sich die aus kleinen Steinchen bestehende Pflasterung des Bürgersteiges und das große Kopfsteinpflaster des Gehweges. Eng ist die Straße und hoch sind ihre Häuser; dort, wo sie nicht ganz aneinander gebaut sind, wo noch eine kleine Kluft geblieben ist, drängen sich die gleichenden Strahlen der mittäglichen Sonne, so wenigstens etwas helles in das graue Steinmeer tragend. Eilig habe ich durch die Straße. Plötzlich fühle ich etwas Prickelndes, Kitzelndes in der rechten Handfläche. Ohne hinzusehen will ich das Etwas abschütteln. Eine Spinne vielleicht oder auch ein Käfer, denke ich. Und doch schaue ich nun nach und erblicke einen kleinen Marienkäfer, ein Gottesstierchen, wie wir als Kinder sagten. Dunkelrot ist der kleine Käfer, sieben Punkte ganz schwarz, zähle ich auf seinem Rücken und da überkommen mich plötzlich Kindheits-erinnerungen: Wie ich sehe ich, Felder und Gärten und das zwischen eine Schar kleine Mädchen und Jungen, mit Pappschachteln versehen, die eifrig das Grün abjagen nach schönen Käfern. Bevorzugt werden Gottesstierchen. Wer auf ihrem Rücken die meisten Punkte zählt, ist am glücklichsten. Aber auch „Franzosen“ werden gefangen, das sind kleine Käfer, etwas größer wie das Gottesstierchen, mit Flügeln von blau-grauer Farbe, und wenn sie davonfliegen, schillert ihr Rücken fast purpurn. Jetzt lassen die Kleinen ihre Gefangenen wieder frei, übermütig flitzen sie dabei in die Hände und singen: „Gottesstierchen flieg, dein Vater ist im Krieg, deine Mutter ist im Pommerland, und Pommerland ist abgebrannt, Gottesstierchen flieg.“ Ein heftiger Stoß gegen die Brust, von einem jungen Burschen, der jetzt schon um die nächste Ecke biegt, läßt mich aus meiner Träumerei erwachen. Meine Hand ist leer: ich weiß nicht, ist mir der kleine Käfer entfallen oder ist er davongeflogen. Er ist einfach fort. Jetzt sehe ich wieder die grauen, düsternen Häuserreihen, das ebenso graue Pflaster des Bürgersteiges und des Gehweges, und die gleichenden Strahlen der mittäglichen Sonne, die sich durch die Häuserlücken drängen und der kalten Straße wenigstens etwas Wärme spenden.

Aus der Stadt Ahhaus

Ahhaus, den 19. August 1934.

Das Fest der Arbeitssopfer in Ahhaus

Der Verband der Arbeitssopfer, Ortsgruppe Ahhaus, feiert am heutigen Sonntag das Fest der Fahnenweihe. Um 14.30 Uhr ist Auftreten am Bahnhof (Hermann-Göring-Straße). Die Reihenfolge des Zuges ist folgende: SA, SA-Meierei, NSDAP, Arbeitsfront, auswärtige Vereine, MVD, Ahhaus. Der Zug bewegt sich durch folgende Straßen der Stadt: Adolf-Hitler-Straße, Plettenbergstraße, Galenstraße, Schulstraße, Adolf-Hitler-Straße, Marktstraße, zum Schloßplatz, dort Fahnenweihe durch Kreisleiter Hg. Blanke. Abends 8 Uhr „Deutscher Abend“ im Jugendheim. Am Abend werden während der Veranstaltung die Wehrerfolge im Lokale durch Lautsprecher bekanntgegeben.

Aus der Ortsgruppe der K. e. K.

In der letzten Versammlung der Ortsgruppe Ahhaus der K. e. K. gedachte nach der Eröffnung der Vorsitzende Kowalzyk zunächst des verewigten Reichspräsidenten, der sich um d. Schicksal der K. große Verdienste erworben habe und dessen Andenken die Kriegesgefangenen in ihren Herzen stets in Ehren halten würden. — Zur Wahl am 19. 8. wurde die Parole ausgerufen, daß jeder ehem. Kriegesgefangene freudig seine Zustimmung dem Führer und Volkstänzer geben müsse, jamaal dieser für die Kriegesgefangenen stets Verständnis und Hochachtung bewiesen habe. Es sei daher Ehrenpflicht, jetzt auch für den Führer einzutreten. — Im weiteren Verlauf der Versammlung wurde noch über die Beschaffung der Front-Ehrenkreuze gesprochen und die Ansprache des Kameraden Frhr. von Versner vom Gau-Tag in Brambauer verlesen. Am Schluß hat der Vorsitzende die Kameraden dem Verein die Treue zu bezeugen und die Versammlungen rege zu besuchen.

Aus der Stadt Gronau

• Mit dem Wiederaufbau des eingestürzten Vortheilshaus an der Dörpstr. Straße soll nunmehr begonnen werden, nachdem sich, wie man uns mitteilt, die Parteien gütlich geeinigt haben. Danach haben also entgegen allen sonstigen Meinungen die Parteien den Weg der gütlichen Einigung gefunden; auf beiden Seiten wurde der Weg zur friedlichen Beilegung des von keinem der Beteiligten gewollten Schadenfalles gesucht. In einiger Zeit werden wieder an Stelle des wüsten Trümmerhaufens zwei Neubauten treten. Das Vortheilshaus und das Beyerle-Haus sollen jetzt ein gemeinsames Fundament erhalten.

• Etwa 30 Gronauer beteiligten sich an der billigen Reichsbahn-Sonderfahrt zum Besuche der Funkausstellung in Berlin. Sie bestiegen Sonnabend abends in Münster den Sonderzug und werden nach einigen erlebnisreichen Tagen in der Reichshauptstadt mit vielen neuen und gewaltigen Eindrücken zurückkehren.

• Die holländische Nationalsozialisten. Die in Gronau wohnenden holländischen Nationalsozialisten der Richtung Major Krunt beteiligten sich am heutigen Sonntag in einer Stärke von 200 Mann am Parteitag in Nymwegen (Holl.). Die Fahrt erfolgt per Autobus.

Epe

Eper Ferienkinder kehrten heim

Wer am Dienstagabend am Bahnhof war, der merkte, daß etwas Besonderes los sein müsse. Die von der NS-Volkswohlfahrt entlassenen Kinder kehrten heim. Sechs Wochen lang weilten 26 Jungen und Mädchen im Paderbornerland. Gut erholt wurden sie wieder

von ihren Eltern in Empfang genommen. Wie staunte da manche Mutter über die runden Backen ihres Kindes. Die gesunde Farbe und die frohe muntere Art bewiesen, daß sie es in diesen Wochen gut gehabt hatten. Durchweg hatten die Ferienkinder an Gewicht zugenommen. Es fanden sich Kinder mit einer Gewichtszunahme von 19 Pfund. Die Augen erhellten sich und strahlten, wenn sie die Erlebnisse ihrer Erholungszeit erzählten. Alle möchten im nächsten Jahre wieder zu ihren Pflegeeltern zurück. So gut haben diese die Jungen und Mädchen versorgt. Sie haben durch die Aufnahme dieser erholungsbedürftigen Kinder nicht nur unserer Jugend Freude bereitet, sondern auch deren Eltern die frohe Zustimmung gegeben, daß es überall in Deutschland Menschen gibt, die die Sorge und Not anderer Volksgenossen verstehen und immer zu helfen bereit sind.

Ottenstein

• Silberhochzeit. Das Fest der silbernen Hochzeit feierten am Donnerstag die Eheleute Schreinermeister Gerh. Gerig. Wir entenden dem Jubelpaare hiermit die besten Glückwünsche!

Breden

Ein guter Schläger.

Dem Oberpostkassierer Heinrich Siehoff, hier, General-Lihsman-Straße, wurde anlässlich des deutschen Postwettkampfes im R.R.S. Schießen 1934 von der Arbeitsgemeinschaft Deutscher-Volks-Sportvereine Berlin die bronzene Medaille im Alters-Wettbewerb zuerkannt.

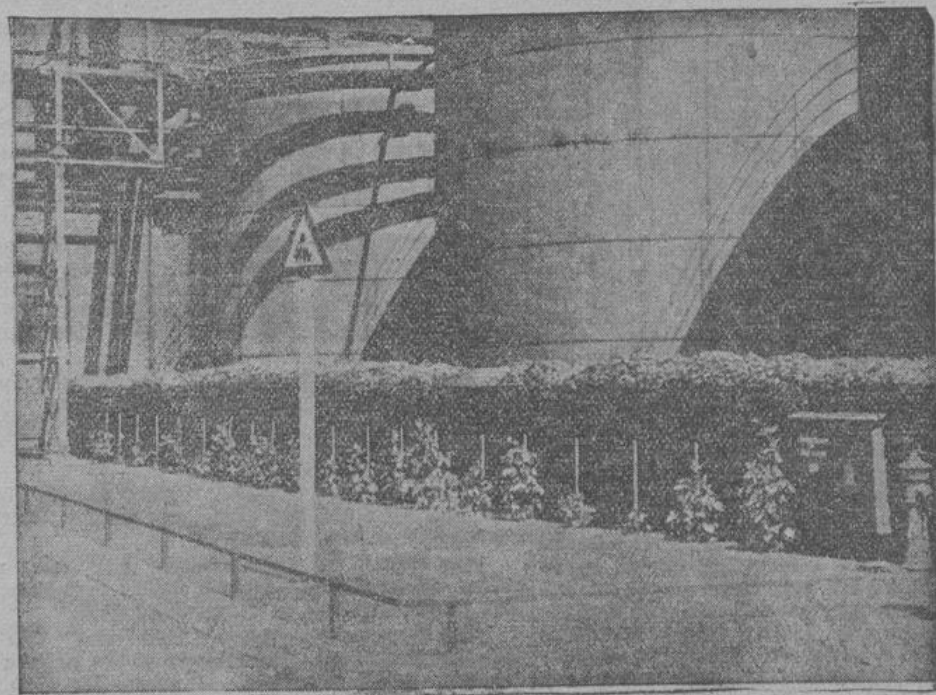
Gottesdienst-Ordnungen.

Rebentropfenkloster Glanerbrücke: 6 Uhr Hl. Messe: 7.30 Uhr Hochamt. Nachmittags 4.30 Uhr Rosenkranz, Knecht und Segen. Montag: 7 Uhr Hl. Messe zu Ehren des Hl. Gerard für die ihm empfohlene Anlegen.

Aus den Nachbarkreisen.

Siedler-Hochzeit und -Auswanderung

• Metelen, 17. Aug. Am Donnerstagmorgen fand unsere Kirche im Zeichen eines besonderen Ereignisses: Trauung von vier Siedlerpaaren. Am selben Tage heiratete ein weiterer Siedler aus Metelen (Theodor Modemann) in Ahhaus, da dessen Braut dorthier kam. Dann wird noch ein Meteler Siedlerpaar in nächster Zeit folgen (Bernhard Hambüßing und Elisabeth Laumann). Die jetzt hier getrauten Paare sind sämtlich Metelener Bauernkinder: Bernhard Langenhoberg-Elene Modemann, Bernhard Laumann-Elisabeth Weßling, Joseph Laumann-Antonia Weßling, Anton Wiggendorp-Maria Gauzmann. Die Siedler werden sich in Ober-Schlesien eine neue Heimat bauen. Ihre Höfe liegen in unmittelbarer Nachbarschaft und sind etwa 80 Morgen groß. Schon recht bald erfolgt der Abzug aus der Heimat. Am nächsten Samstag wird ihr Hab und Gut abgefahren und am Montag folgen die Auswanderer selbst. Der Bestand der Güter erfolgt durch die Reichsbahn mit 70 Prozent Frachtermäßigung von Metelen-Land aus. Alle Acker- und Hausgeräte, sogar das Vieh wird von hier aus verfrachtet. Man hat deshalb einen Sonder-Güterzug von 13 Waggons zusammengestellt. Unsere Siedler werden ihre Tätigkeit gleich aufnehmen können, sogar die diesjährige Ernte ist durch die Siedlergesellschaft für sie schon unter Dach und Fach gebracht worden. Und nun ihr Auswanderer, seid Gott befohlen und tapfer, ihr bebaut auch in der Fremde die deutsche Erde!



Arbeitsstätten werden grün

„Schönheit der Arbeit“ sorgt für saubere Arbeitsplätze.

Das vernachlässigte, häßliche und unfreundliche Gesicht vieler Fabriken und sonstiger Arbeitsstätten ist nicht so sehr eine unvermeidliche Begleiterscheinung der Arbeit in den Fabriken, sondern mehr eine Auswirkung von Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit der Verantwortlichen.

Die Mehrzahl der Betriebsführer ist offenbar gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß ihre Aufgaben über die Sicherung der Wirtschaftlichkeit des Unternehmens weit hinausgehen, daß mit der Führung von Menschen auch die Pflicht übernommen wird, für diese Menschen nach jeder Richtung hin zu sorgen. Und es ist ihnen auch gar nicht in den Sinn gekommen, daß sich Arbeit nicht unbedingt in häßlicher, mühsamer und freudloser Umgebung abspielen muß, daß sie nichts von ihrem Ernst einbüßt, sondern — im Gegenteil — an Würde und Wert gewinnt, wenn man die Arbeitsverhältnisse gesund, freundlich und menschenwürdig gestaltet.

Der Nationalsozialismus verpackt Wandlung. Er hilft dem Arbeiter bei seinen Sorgen im Kampf um das tägliche Brot. Die Arbeitsplätze aller deutschen Arbeiter werden einer großen Kontrolle unterzogen. Das Amt für Schönheit der Arbeit gab die Lösung: „Schafft Arbeitsfreude durch schöne Arbeitsstätten!“

Im Laufe des Frühlings und Sommers wurden bereits in unzähligen Betrieben Renovierungs- und Verbesserungsarbeiten durchgeführt, mit dem Ziel, die Arbeitsstätten schöner, gelinder, freundlicher und würdiger zu gestalten. Die Verbesserung der Beleuchtung und Belüftung der Arbeitsplätze, Neueinrichtung hygienischer Rastgelegenheiten und sauberer Umkleekabinen, — man könnte unzählige Beispiele aufzählen, in denen solche Arbeiten im Ergebnis des Wirkens des Amtes „Schönheit der Arbeit“ bereits durchgeführt oder in Angriff genommen wurden.

Besonders will man aber auch das äußere Gesicht der Arbeitsstätten freundlicher gestalten. In vielen Betrieben, wo der Raum dazu vorhanden war, wurden Rasenflächen, Hecken und Gärten mit Sitzgelegenheiten eingerichtet, die der Gefolgschaft während der Ruhepausen angenehmen Aufenthalt im Freien bieten, die trostlosen Mauern der Gebäude und Umzäunungen wurden mit grünen Kletterpflanzen verdeckt, viele größere Betriebe haben sogar Sportplätze und Schwimmanlagen für ihre Werksangehörigen anlegen lassen.

Es gibt über dreieinhalb Millionen größerer und kleinerer Betriebe in Deutschland, und sie alle müssen nach und nach in den Kreis dieser Arbeit einbezogen werden.

Aber auch der vorläufig erhaltene, verhältnismäßig geringe Prozentsatz ist der sprechendste Beweis dafür, daß es dem Nationalsozialismus ernst ist mit seiner Sorge um den deutschen Arbeitsmenschen, daß die Zeiten endgültig vorbei sind, in denen von Sozialismus und so-

Bereinsanzeiger

(Nur für Mitteilungen an die Mitglieder Preis pro Millimeter Höhe 5 Pfennig.)

Die Ahhauser Schützenvereine, Bürgerschützenverein, Jungschützenverein und Schützenverein Feldmark, treten zur Teilnahme an der Kundgebung in Ahhaus am Sonntag, den 19. August 1934, vormittags 7.45 Uhr mit Fahnen vor der Wirtschaft Wemeling an.

gialen Maßnahmen nur geredet, praktisch aber fogut wie nichts getan wurde.

Man kann überzeugt sein, daß die in allen deutschen Gauen tätigen Referenten des Amtes nicht eher ruhen werden, bis alle deutschen Arbeitsstätten ein der nationalsozialistischen Idee würdiges Gesicht erhalten haben, bis jeder Deutsche an einem gelunden, hellen, luftigen und schönen Arbeitsplatz sein tägliches Werk verrichtet.

Hauptredakteur und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Heider, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptredakteurs und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W., für Westdeutschland: L. V. Karl Bode, für Ostdeutschland: Peter Schlaub, Dr. Handt und Sport: Dr. Anton Hunkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktionsleiter: Dr. Ernst Hilmer, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigerleiter: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeyer, Münster i. W. Druck: Zeno G.m.b.H., Münster i. W.

Durchschnittsalage: VII, 1934: Zeno-Zeitung insgesamt 40975 enthaltend: Ahhauser Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Ahhaus und Löhninghausen, Ahhaus, 2918; Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahhaus (Billerbecker Zeitung, Giescheider Zeitung, Vredener Anzeiger, Stadthauser Volksblatt), Coesfeld, 3331; — Ahhauser Zeitung, Borken, 3121; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Reeser Tageblatt, Emmerich, 1836; — Dülmener Zeitung, Amtliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1783; — Hallescher Zeitung, Haltern, 1987; — Kreiszeitung für den Kreis Ahhaus (Gronauer Volkszeitung, Egar Volksblatt), Ahhaus, 3122; — Münsterländische Volkszeitung (Rheinischer Volksblatt), Rheine, 3361; — Emsländische Tageszeitung (Lageraner Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1483; — Neuer Emsbote für den Kreis Warandor und Amt Talge (Warandorfer Kreisblatt, Warandor, 2542; — Tageblatt für den Kreis Stollfurt (Ochtrup-Anzeiger, Wettlinger Anzeiger, Meteler Zeitung, Neuenkirchen Zeitung), Ochtrup, 1639; — Volksblatt für die Kreise Borken, Bocholt, 6167; — Volksblatt für Wesel und den Kreis Bielefeld, Bocholt, 644; — Volkszeitung und Nachrichten für die Kreise Bielefeld, Nordwalde, Borchhorst, Greven, Emsdetten, 3376; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlicholt, Dorsten, 2433.

Verantwortliche Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schloßmacher, Ahhaus, für den lokalen Anzeiger: B. Schütte, Ahhaus.

Nimm und lies



Bücher und Zeitschriften von GEBR. LENSING

Graphische Arbeiter im deutschen Danzig.

Als am Nachmittag des 9. August sich die westfälischen Teilnehmer zur Danzig-Fahrt anstalteten, herrschte alle freudige Erwartung. Hatte man sich doch schon monatelang darauf gefreut. Der Traum der „Landlatten“, das Meer zu sehen und auf einem Seeschiff zu fahren, sollte endlich in Erfüllung gehen. Dabei hatten die Teilnehmer aus dem Bezirk Westfalen (ca. 700 Arbeitskameraden und -kameradinnen) das besondere Glück, schon auf der Einfahrt den Seeweg von Swinemünde nach Danzig zu benutzen. Die Leitung der Reichsbetriebsgemeinschaft „Druck“, die die ganze Veranstaltung in enger Zusammenarbeit mit der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ veranstaltete, hatte es so eingerichtet, daß jeder Teilnehmer in den Genuß einer Seereise kam. Einzelne Bezirke, die aus technischen Gründen nicht über Swinemünde fahren konnten, wurden durch ausgiebige Hafenrundfahrten entschädigt. Der Sonderzug, der uns nach Swinemünde brachte, bestand aus 2. Klasse-Wagen und führte einen Mitropa-Wagen mit, in dem man zu bedeutend ermäßigten Preisen Getränke und ein Abendessen erhalten konnte. Die beste Stimmung herrschte allerorts, alle betrachteten sich als zu einer großen Familie gehörig. Dankbarkeit und Liebe flieg auf gegenüber dem Mann, der unbeirrt seinen Weg ging, als wir uns noch gegenseitig zerfleischten.

Bei Morgengrauen hielt der Sonderzug im Hafen direkt an der „Preußen“. Alle Müdigkeit war wie weggeblasen, war doch für die meisten der Höhepunkt der Fahrt erreicht. „Das Meer, das Meer...“ Eine Sehnsucht fand Erfüllung. Das zu beschreiben ist keine Feder fähig. Von den Mästen umkreist, zog die „Preußen“ ihren freien Getränte und ein Abendessen erhalten konnte. Die besten Stimmung herrschte allerorts, alle betrachteten sich als zu einer großen Familie gehörig. Dankbarkeit und Liebe flieg auf gegenüber dem Mann, der unbeirrt seinen Weg ging, als wir uns noch gegenseitig zerfleischten.

Am Abend des 10. August legte unser Schiff am See-Steig von Joppot an, begrüßt von einer zahlreichen Menschenmenge. Es folgte die Abfahrt in die Quartiere. In diesem Abend fand im „Artushof“, einem Prunk- und Repräsentationsbau aus dem Mittelalter, die Begrüßung der Leitung der Reichsbetriebsgemeinschaft „Druck“ und der Ehrengäste durch die NSDAP und den Senat der Freien Stadt Danzig statt. Anschließend veranstaltete die graphische Jugend einen Fackelzug mit Kundgebung auf dem Langen Markt vor dem „Artushof“. Das helle Licht der Scheinwerfer vermischte sich mit dem unruhigen Fladern der Fackeln und dem Dunkel der Nacht, im Anblick der alten, ehrwürdigen Patrizierhäuser ein Bild vollendeter Harmonie. Nach Darbietungen der vereinigten Danziger und Königsberger Sänger und des Sprechchors des Berliner Stottrupps der graphischen Jugend, der mit elementarer Wucht vorgebrachte Sprechweisen zu Gehör brachte, sprach der Gauleiter der NSDAP, von Danzig, Staatsrat Forster. Seine Worte waren getragen von dem Dank an das Mutterland und von dem Versprechen, daß Danzig als Vorposten des Deutschen Reichs im Osten Wacht hält. Danzigs Bevölkerung ist zu 98 Prozent deutsch. Er schloß seine mit donnerndem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit dem Satz: „Trotz der bestehenden Grenzen fühlen wir uns auf ewig mit Deutschland verbunden, sehen als unser gemeinsames Vaterland Deutschland an, haben als gemeinsames Symbol unsere Hafenkreuzfahne und kennen auch in Danzig nur einen Führer, und das ist Adolf Hitler.“ Der Samstagvormittag war den Amtswahltagungen gewidmet und der Eröffnung der Ausstellung „Kunst und Können“. Der Nachmittag vereinte die Teilnehmer zu Besichtigungen der Stadt und Hafenrundfahrten, und am Abend zog alles nach Joppot, um das große Schiffsfest zu feiern, das draußen auf dem Meere abgebrannt wurde, zu bewundern.

Den Höhepunkt der Tagung bildete die Kundgebung der 20.000 graphischen Arbeiter im Albert-Forster-Stadion, die unter dem Motto „Für die Berufs- und Volksgemeinschaft“ stand. Für den Aufmarsch zeichnete verantwortlich der in Dortmund bestbekannte frühere Bezirksleiter von Westfalen, Albert König, der sein Organisations-talent erneut unter Beweis stellte. Von 5 Anmarschplätzen marschierten die Angehörigen des graphischen Gewerbes zum Stadion, alle Gasse und Stämme waren vertreten, z. T. in ihren malerischen Volkstrachten. (Im Festzuge wurde als einzige Fahne aus Westfalen die Fahne der NSDAP-Zelle der Fa. Gebr. Lenjing („Tremonia“) Dortmund mitgeführt.) Den besonderen Beifall fanden die Gäste aus Bayern. Nach einer Eröffnungsrede des Bezirksleiters Radtke-Danzig, der Übergabe einer Ehrenfahne der Danziger Regierung an den Reichsbetriebsgemeinschaftsleiter „Druck“, Hg. Coler, als Gruß an das Mutterland, ergriff dieser das Wort. Er führte u. a. aus: 20.000 graphische Arbeiter im deutschen Danzig, daß ist die Krönung des gewaltigen nationalsozialistischen Einigungswerkes in den einzelnen Berufen und Gewerben innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft. Zum ersten Mal in der Geschichte des

graphischen Gewerbes kommt die Verbundenheit, die Gemeinsamkeit der Interessen und des Strebens der schaffenden Menschen zum gewaltigen Ausdruck. Damit wird unsere Veranstaltung zum festhaften Symbol für die endgültige Überwindung und Vernichtung des Klassenkampfes und Klassenhasses. Betriebsführer und Gefolgschaften stehen hier als Kameraden der Arbeit. Er gedachte des toten Feldmarschalls und eine Minute lang herrschte tiefes, andächtiges Schweigen. Man habe mit Ablicht Danzig als Tagungsort gewählt, um über alle Berufsfragen hinaus auch eine deutsche Mission zu erfüllen.

Am Sonntagabend fanden in den Lokalen Danzigs Heimatabende statt, die ein Kennenlernen der Bevölkerung ermöglichten und die Blutsverwandtschaft bekräftigten. Die Bürgergilde „Gutenberg“ veranstaltete einen festlichen Empfang auf hohem künstlerischen Niveau bewegenden Festabend.

Auf die Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze der alten Stadt kann hier nicht näher eingegangen werden, es sei nur gesagt, daß sie unerschöpflich sind. Nicht mit Unrecht nennt man Danzig „Das Nürnberg des Ostens“.

Die Tage von Danzig sind vorbei. Sie werden Felsen der Erinnerung bleiben und sind ein Markstein auf dem Wege zur praktischen Volksgemeinschaft. Das schöne deutsche Vaterland hat man kennen und lieben gelernt. Und ein Vorsatz kristallisiert sich heraus: Durch unermüdete Mitarbeit wollen wir helfen, das junge Reich aufzubauen, ewig wie das Meer soll unsere Liebe zu Deutschland und seinem Führer sein, der uns das alles ermöglichte.

Adolf Reil.

DER GELBE JONNY

ROMAN VON PHILIPP WELLER

(Nachdruck verboten.)
13) Wir werden ihn natürlich weiter in das Gebüsch schaffen und dort verdecken. Gelegentlich wollen wir ihm doch noch 'n ehrliches Begrüßung zukommen lassen, verjeste Kanard, und mit Hilfe Steps wurde der Tote tiefer in das Gebüsch geschafft, wo er mit Reifsig bedeckt wurde.

„Und nun heim! Halten Sie reinen Mund; aber das brauche ich Ihnen ja nicht erst zu sagen, Steps. Die Chole spitzt sich zu. Nehme an, in den nächsten Tagen werden wir die schönsten Tänzen erleben. Hol's der Teufel, wenn wir nur Bader erst wieder hier hätten!“

„Hört mal, ihr Galsengvögel,“ sagte Bader am zweiten Tage seiner Gefangenschaft. Man hatte ihm die Hände frei gemacht, damit er essen konnte. „Das Brot, was ich hier faulen las, scheint auch schon die Eiszeit mitgemacht zu haben.“

„Halten Sie den Schnabel, Bader,“ knurrte einer seiner maskierten Wächter böse, „wir müssen Ihnen sonst den Knebel wieder reinstopfen.“

„Na, lach! Ich habe nämlich mit euch noch zu reden. Wollt ihr euch tausend Dollar verdienen? Heh? Das ist für euch doch 'n schönes Stüd Geld.“

„Auf Ihre Trics fallen wir nicht rein!“ Die beiden Maskierten lachten. „Wir werden in den nächsten Tagen je einmal soviel verdienen. Brauchen Ihr Geld nicht. Und wenn Sie geglaubt haben, Bader, wir würden Sie für diese tausend Dollar freilassen, so ist das ein Aber-glaube!“ Der eine Maskierte lachte laut auf, als habe er einen guten Witz gemacht.

Bader zuckte die Achseln.

„Das ist euer eigener Schaden; ich hätte noch versprochen, euch laufen zu lassen. Doch ihr wollt ja partout ins Rittchen. 'n paar Jahre werden euch sicher sein. Ueberlegt es euch noch mal!“

„Sie haben 'ne beneidenswerte Phantasie!“ lachte der erste Sprecher. „Wer sollte uns denn ins Rittchen bringen. Wir sind sicher, und ich wüßte keinen, der es tun würde.“

„Das werde ich tun,“ sagte Bader und lächelte seine beiden Wärter freundlich an.

„Siehe! Ein toter Mann hat noch keinen ins Rittchen gebracht, das müßten Sie doch wissen, Bader. Oder hatten Sie geglaubt, daß Lawrence Sie 'runter nach Miami zur Erholung bringt, wenn er kommt?“

„Daran habe ich eigentlich nicht gedacht, wenn ich offen sein will. Aber das scheint mir 'n guter Vorschlag. Ich werde ihn Lawrence mal unterbreiten.“

Von ferne tönte draußen Hufgetrappel. Bader hatten die beiden Maskierten ihren Gefangenen wieder gebunden und getuschelt. Dann rüdten sie eiligst den Tisch zur Seite, öffneten ein Kellergeloch und warfen Bader hinunter. Er fiel auf sein Gesicht.

Ober wurde die Falltür heftig zugeworfen und der Tisch darüber gerückt. Die zwei Männer nahmen ihre Karren ab, zündeten sich die Pfeifen an und lehnten sich gelangweilt auf eine Bank in der Nähe der Tür.

Draußen klopfte es.

„Stummer herein!“ brüllten die beiden Männer. Es war Bill, Steps, der eintrat.

„Guten Tag,“ begrüßte er und sah sich neugierig im Raume um. „Mein Name ist Steps. Ich habe so 'n kleinen Spazierritt gemacht, und wie ich hier an der Lichtung vorbei komme, bemerke ich, wie die Esse raucht. Ich habe nämlich kein Feuerzeug bei mir und wollte mir gern 'ne Pfeife anzünden.“

„Na, Feuer können wir Ihnen geben, Mann,“ sagte der eine und zog einen glühenden Span aus dem provisorischen Ofen.

Steps brannte sich gefassen seine Pfeife an.

„Was machen Sie denn hier oben?“ fragte er beläufig.

„Wir sind Bordarbeiter. Wir wollen mal so 'n bisschen das Gelände hier umbuddeln.“

Das war glaubwürdig.

Steps nickte und meinte:

„Wundert mich aber, daß Sie diese Hütte hier bewohnen. Sie müssen wissen, daß sie allgemein die Baderhütte genannt wird. Sie gehört niemand und wird von allen Menschen gemieden. Es ist ja auch nur Zufall, daß ich hier 'rauf gekommen bin. Vor zweiwundanzig Jahren starb hier in dieser Hütte einer an der Beulenpest. Ich denke, 's ist kein gerade angenehmer Aufenthaltssort, wenn man davon weiß.“

„Ach, auf die Pest pfeifen wir! Die wird sich schon lange wieder davongemacht haben.“

Bader unten im Keller hörte die Stimme Steps'. Er fluchte hinter dem Knebel, daß er sich nicht bemerkbar machen konnte. Wie einen Sad hatten ihn die Salunken zusammengeknürrt.

Steps sprach oben immer noch mit den Männern.

Mit verlässiger But strengte Bader sämtliche Muskeln an. Die Knebel, mit denen er gebunden war, schienen aus Stahl gefertigt. Nicht einen Zentimeter gaben sie nach. Bader gab es auf und versuchte, mit den Fingern den Knebel herauszustoßen. Es war ein mühseliges, schwieriges Beginnen.

„Na,“ hörte er Steps oben sagen, „da wünsche ich guten Erfolg. Gold ist früher hier in Massen gefunden worden. Deshalb heißt ja auch die Stadt unten im Tal Goldgrund. Sie war früher 'n Goldgräberdorf, bevor sich die Kancker hier ansiedelten. Wenn Sie Glück haben, können Sie unten in der Stadt die Ausbeute verkaufen. Wir haben da 'nen gewissen Kazz, der gute Preise zahlt. Guten Tag!“

Die Tür klappete, und im nächsten Augenblick gelang es Bader, den Knebel herauszustoßen.

Rasch holte er tief Luft und schrie, so laut er vermochte:

„Steps! Hier ist Bader!“

Bill Steps draußen hörte ihn nicht mehr. Er hatte sein Pferd bereits bestiegen und immer ferner werdender Hufschlag drang leiser und leiser an Baders Ohr.

Hol's der Teufel! fluchte Bader aus vollem Herzen. Einer der Männer hatte die Falltür aufgerissen und kam wütend heruntergesprungen.

„Sie verfluchter Kerl!“ raunte er wütend und hielt ihm den Mund zu, während sein Kumpan ebenfalls herunter kam und den Knebel lachte. Er land in der Finsternis nicht und riß sich daher sein Tuch vom Hals, das er zusammenballte. Dann wurde Bader roh der Mund aufgerissen und das Tuch hineingeschoben.

Vor dem Hause Vincolns machten zwei staubbedeckte Reiter halt.

Der eine von ihnen formte die Hände zu einem Trichter und rief: „Hallo, Captain! Vielleicht ist ja 'n verfluchter Kerl hier, der uns das Tor aufmacht...?“

Vincoln erhob den Arm am Fenster.

„Na, das freut mich,“ schrie er herunter. „Da bist du ja schon, Lawrence. Fein, daß du North mitgebracht hast! Hatte euch erst für Donnerstag erwartet. Ich komme sofort 'runter!“

Eine Minute später schüttelte Vincoln den beiden Ankömmlingen die Hände.

„Na, Captain,“ lachte Lawrence, „wo brennt es denn? Ist der Bursche, von dem du mir schriebst, noch hier?“

Vincoln grinste hämisch, während er mit den beiden Männern in das Haus ging.

„Er ist noch hier! Und ganz sicher haben wir ihn. Du wirst ihn dir betrachten können. Wir haben ihn, militärisch ausgeblüht, einfach gefangen genommen. Er befindet sich in einer einlamen Hütte draben auf den Bergen. Zwei Männer sind bei ihm, die aufpassen, daß er keine dummen Dinger macht.“

Lawrence lachte zufrieden, und Paul North sagte lachend:

„Sie sind immer noch der alte, Captain! Haben noch nichts eingeblüht von jener Fortschritt, vor der wir vor Jahren immer 'nen köstlichen Respekt hatten.“

Die drei Männer nahmen oben im Arbeitszimmer Vincolns Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Satzung

über die Festsetzung der Zahl der Gemeinderäte.

Auf Grund der §§ 11 und 40 Abs. 4 des Gemeindeverfassungsgesetzes vom 15. Dezember 1933 (G. S. S. 427) erläßt ich als Leiter der Stadt Ahaus, nachdem der Entwurf dieser Satzung mit den Gemeinderäten (Ratsherren) am 2. Aug. 1934 gemäß § 43 Abs. 2 Nr. 10 des Gemeindeverfassungsgesetzes beraten worden ist, folgende Satzung über die Festsetzung der Zahl der Gemeinderäte:

§ 1.

Die Zahl der Gemeinderäte (Ratsherren) wird auf sechs festgesetzt. Gemeinderäte sind

1. der oberste örtliche Leiter der NSDAP, oder ein Stellvertreter des obersten örtlichen Leiters der NSDAP, (§ 9 der Zweiten Durchführungsverordnung zum Gemeindeverfassungsgesetz);
2. der rangälteste Führer der Sturmabteilungen oder der Schutzstaffeln der NSDAP, oder ein sonstiger Führer der Sturmabteilungen oder der Schutzstaffeln der NSDAP, (§ 9 der Zweiten Durchführungsverordnung zum Gemeindeverfassungsgesetz);
3. vier sonstige erfahrene und verdiente Männer.

§ 2.

Diese Satzung tritt nach Genehmigung durch die Aufsichtsbehörde mit dem Tage ihrer Veröffentlichung in Kraft. Ahaus, den 3. August 1934.

Der Bürgermeister:
Ridder.

Vorstehende Satzung wird hiermit gemäß §§ 58 und 62 des Gemeindeverfassungsgesetzes vom 15. Dezember 1933 genehmigt. Ahaus, den 6. August 1934.

Der Landrat des Kreises Ahaus:
gez.: Sümmermann.

Veröffentlicht:

Ahaus, den 15. August 1934.

Der Bürgermeister:
J. B.:
Lohmann.

Satzung

über die Festsetzung der Zahl der Beigeordneten.

Auf Grund der §§ 11 und 32 des Gemeindeverfassungsgesetzes vom 15. Dezember 1933 (G. S. S. 427) erläßt ich als Leiter der Stadt Ahaus, nachdem der Entwurf dieser Satzung mit den Ratsherren am 2. August 1934 gemäß § 43 Abs. 2 Nr. 10 des Gemeindeverfassungsgesetzes beraten worden ist, folgende Satzung über die Festsetzung der Zahl der Beigeordneten:

§ 1.

Die Zahl der ehrenamtlich tätigen Beigeordneten der Stadt Ahaus wird auf 2 festgelegt.

§ 2.

Diese Satzung tritt nach Genehmigung durch die Aufsichtsbehörde mit dem Tage ihrer Veröffentlichung in Kraft. Ahaus, den 3. August 1934.

Der Bürgermeister:
Ridder.

Die vorstehende Satzung wird gemäß §§ 58 und 62 des Gemeindeverfassungsgesetzes vom 15. Dezember 1933 genehmigt. Ahaus, den 6. August 1934.

Der Landrat des Kreises Ahaus:
gez.: Sümmermann.

Veröffentlicht:

Ahaus, den 15. August 1934.

Der Bürgermeister:
J. B.:
Lohmann.

Wir suchen einen rührigen

Vertreter

für den Vertrieb unserer erstkl. Qualitätserzeugnisse bei sofortiger Zahlung der sehr hohen Provision nach Auftragsingang. Intensives und gewissenhaftes Arbeiten Bedingung. Unbeschränkte Abgabemöglichkeit, Daueregistenz. Angebote unter M. 4691 an die Exped. d. Ztg.

Fa. Joh. Brinkamp u. Söhne

Stadtkohn i. W. Tel. 375
Stein- und Holzbildhauerei
Granit- und Marmorwarenfabrik
empfiehlt sich zur Lieferung aller einschlägigen Arbeiten wie:
Stationsbilder, Begekreuze — Bantreppe, Baukarrerien — Granit- und Marmorfensterbänke, Marmorauflage u. Kamine in versch. Marmorarten u. Farben
Gr. Lager in Grabmalen jed. Gesteinsart
Saubere Arbeit, billige Preise und prompte Lieferung wird zugesichert



Ihr mehrst des deutschen Volkes Kraft,
Wenn ihr dem Handwerk Arbeit schafft!

Apfelwein

1/1 Fl. 43 Pfg.

Wwe. D. Drost

Gronau i. M.

Schloßplatz, Ruf 424

Suche zum 15. Oktober ein braves, kath. Mädchen

nicht unter 18 Jahren für Geschäftshaushalt und etwas Landwirtschaft.

Gerh. Schmeing, Geheer i. M. Telefon 213 Kirchspiel 5

Buß und Modes.

Suche zum 1. od. 15. Sept. eine tüchtige zweite Arbeiterin

die auch im Verkauf hantieren kann. Offerten unter G. B. an d. Gesch. d. Ztg. in Ahaus.

D, welche Freude!

Separator Hanja und Dahlia

die butterbringende Maschine. Schärfste Entrahmung. — Dauerhaft. 5 Jahre Garantie. Sahne und Milch haben keinen Beigeschmack. — Bei Teilsatz in Teilzahlung bis 18 Mon. Viel. frachtfrei. Alte Maschinen zum Ein-tausch, sowie sämtl. landwirtsch. Maschinen liefert billig

B. Zumharsch, Ochtrup

Es ist nicht unmöglich



welches Mittel Sie wählen gegen Ihre Hühneraugen. Mit „Lebewohl“ werden Sie diese bestimmt los.

Lebewohl gegen Hühneraugen u. Hornhaut Bleichose (8 Pfaster) 68 Pfg. in Apotheken und Drogerien. Sicher zu haben: Westfalia-Drog. W. Hansen; Adler-Drog. „Hoogen“

Anzeigen in der Kreiszeitung haben stets Erfolg!

Graue Haare beseitigt

Haarfarbe-Wiederhersteller

Einfache Anwendung Sichere Wirkung

Fl. 1.80 extra stark 2.50

Haarpflegehaus

Eduard Hesse, Gronau

Unsere Leser

geben ihre Familienanzeigen (Geburten, Verlobungen, Vermählungen, Todesanzeigen) in der

Kreiszeitung

(Gronauer Volkszeitung)

(Eper Volksblatt)

aus.

Die neuen Sommerfahrpläne

gültig ab 15. Mai 1934 sind vorrätig von 30 und 60 Pfg. an bei

Gebr. Lensing-Gronau Buchhandlung

Gebr. Lensing-Gronau

Buchhandlung

Rochbücher

sind praktische Geschenke

Vorrätig bei

Gebr. Lensing, Gronau

Das gedruckte Wort auf Ihren Werbe-schriften ist besonders dann, wenn auf eine geschickte Form und auf sauberen Druck größte Sorgfalt gelegt wird, gerätig in seiner Werbekraft immer überlegen. Prüfen Sie daher eingehend, ob nicht in der Art der Herstellung Ihrer Rund-schreiben, Prospekte, Broschüren u. s. w. eine Änderung eintreten soll. Werbung auf alle Fälle! Sie ist der Triebstoff der Wirtschaft. Aber nur mit Werbemitteln, die den Erfolg am besten gewährleisten. Wir stehen Ihnen für eingehende Beratung gern zu Diensten. Verlangen Sie unverbindlichen Vertreterbesuch. Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH, Zweigstelle Ahaus und Gronau Fernsprecher: Ahaus 450, Gronau 440



Der russische Generalstabchef über Tannenberg!

Die Katastrophe von Tannenberg

Von
General Wassili Gurko.

Während des Krieges Chef des russischen Generalstabes des Feldheeres
(1916-17) und Oberbefehlshaber gegen Deutschland.

Copyright bei Deutsche Verlagsgesellschaft
für Politik und Geschichte, Berlin.

General Wassili Gurko, der zeitweilig neben dem, als Vertreter des Zaren, mit höchsten Machtbefugnissen ausgestatteten Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch die höchste Stellung in der russischen Armee bekleidete und bis zur ersten russischen Revolution von 1917 Oberbefehlshaber der Front war, gibt in den folgenden Ausführungen eine höchst interessante Darstellung der Schlacht von Tannenberg. Seine Schilderung ist vor allem deshalb bemerkenswert, weil General Gurko der einzige an den Ereignissen unmittelbar beteiligte russische Heerführer ist, der in dieser Form über die größte Katastrophe, die das russische Heer im Weltkriege erlebte, einen Bericht niedergelegt hat.

Die Schriftleitung.

General Rennenkampf hatte den Entschluß gefaßt, ohne die endgültige Einrichtung seiner rückwärtigen Verbindungen abzuwarten, in die Gebiete Ostpreußens einzudringen. Hierzu veranlaßte ihn der Wunsch, sich die Vorhand zu sichern, die verhältnismäßig geringe Zahl der an der ostpreussischen Grenze zusammengezogenen deutschen Truppen sich zu Nutzen zu machen und damit die deutschen Verbindungen über den Haufen zu werfen. Dagegen beschränkte sich die Armee Samsonow, die sich an der Südgrenze Ostpreußens zusammenzog und ihre Vereinigung sowie die Einrichtung ihres Stützpunktes abwartete, darauf, von verhältnismäßig kleinen Infanterie-Abteilungen unterstützte Kavallerie nach Ostpreußen vorzudringen. Hätte der Vortrampf Rennenkamps und Samsonows gleichzeitig stattgefunden, so wäre der Erfolg ihres Vorgehens bedeutend größer gewesen. Aber es ist schwer zu sagen, ob ein solcher gleichzeitiger Vortrampf beider Armeen in jenen ersten Tagen des Krieges zu verwirklichen gewesen wäre.

Der Vortrampf des Generals Rennenkampf, der Mitte August begann und im Verlauf von etwa 10 Tagen erfolgreich fortgesetzt wurde, mußte naturgemäß zum Stehen kommen. Selbst wenn alle Rückverbindungen und die Fuhrparks der Armee Rennenkampf gebildet und für die Truppen nutzbar gewesen wären, so hätte dennoch eine Unterbrechung des Vortrampfes erfolgen müssen, da der größte Teil der Truppen sich von den Endpunkten der russischen Eisenbahnen fast auf die Straße entfernt hatte, auf der die Heranführung aller Heeresbedarfs mit Geschossen noch möglich ist. Das ausgedehnte Eisenbahnnetz Ostpreußens aber verlangte für seine Benutzung durch uns zunächst die Umänderung der engen in die weite Spur. Diese Arbeit verzögerte sich dadurch, daß zu jener Zeit noch nicht genügend Arbeitskommandos gebildet waren.

Das schnelle Vorgehen der Armee Rennenkampf und die mit jedem Tage vorrückende Gefechts- und Bewegungsfähigkeit der Armee Samsonow führten naturgemäß zu dem Entschluß, den Angriff Rennenkamps durch einen Vortrampf der Armee Samsonow in nördlicher Richtung zu unterstützen. Es erschien, als ob dieses Vorgehen von Erfolg gekrönt werden sollte, da der erste Vortrampf der Kavallerie Samsonows ernsthaften Widerstand der Deutschen nicht fand. Es wurde beschlossen, daß die Armee Samsonow mit vier Armeekorps und einigen Kavallerie-Divisionen auf einer Front von etwa 50 Kilometer vorgehen sollte.

Der Vortrampf geschah in folgender Weise. In der Mitte zwei Korps — das 13. General Kljew, und das 15. General Martok; die Spitzen ihrer Vorhut befanden sich etwa auf gleicher Höhe; die Korps waren eng miteinander verbunden. Auf den Flanken dieser mittleren Korps, etwa einen halben Tagesmarsch von ihnen entfernt und rückwärts gestaffelt, sollten marschieren das 6. Korps, General Blagowischtschenski, auf dem rechten, und das 1. Korps, General Aramonow, auf dem linken Flügel. Es wurde angenommen, daß die Hauptrolle bei dem allgemeinen Vorgehen auf Allenstein den beiden Mittelkorps zufallen würde, während die rückwärts gestaffelten Flügelkorps zur Sicherung gegen mögliche Umfassungen dienen sollten. Falls aber die mittleren Korps im Kampf aufgehalten würden, konnten die Flügelkorps durch einfache Fortsetzung ihres Vortrampfes eine der Flanken der die mittleren Korps aufhaltenden deutschen Truppen umfassen. Aus Gründen jedoch von taktischer Natur und infolge einiger taktischer Fehler, die von den Kommandeuren der Flügelkorps begangen wurden, vermittelte sich dieser Plan nicht. Die Folgen dieser Fehler hatten die mittleren Korps hauptsächlich deshalb zu tragen, weil keine zuverlässige Verbindung zwischen ihnen und den Flügelkorps vorhanden war. Beide Flügelkorps fanden bei ihrem Vortrampf nur einen Widerstand, wobei die Deutschen teilweise ihre äußeren, wenig geschützten Flanken, auf denen sich nur die Kavallerie befand, bedrohten. Dieser Widerstand der Deutschen veranlaßte beide Korps, ohne auch nur die Hälfte ihrer Kräfte in das Gefecht eingesetzt zu haben, zurückzugehen.

Gerade zu dieser Zeit trafen die mittleren Korps mit dem Feinde zusammen. Der Kampf verlief zunächst glücklos. Es wurden einige tausend Gefangene gemacht. Das Gefecht entwickelte sich völlig regelrecht; als jedoch ein beträchtlicher Teil der Truppen bereits in den Kampf eingesetzt war, wurde der Anmarsch frischer feindlicher Kolonnen bemerkt, die zum Stoß in die Flanke unserer in nördlicher Richtung vorgehenden Truppen angelegt waren. Von anderen deutschen Kolonnen wurde gemeldet, daß ihre Vortrampfströmung zu einer Umfassung beider Flanken und völligen Einkreisung führen könne. Um diese Zeit lagen bei den Stäben der mittleren Korps keinerlei Nachrichten über die Lage bei den Flügelkorps vor, die

die Aufgabe hatten, solchen Umfassungsversuchen der Deutschen entgegenzutreten. Tatsächlich befanden sich beide Flügelkorps um diese Zeit bereits in vollem Rückzuge und hatten sogar die Führung mit den Deutschen verloren. Man fragte sich unwillkürlich, ob denn das Armeekommando und der Armeebefehlshaber selbst über die Sachlage gar nicht unterrichtet waren, und weshalb von ihnen nicht rechtzeitig Anordnungen getroffen wurden, — entweder zur Einstellung des Rückzuges der Flügelkorps, die zu veranlassen waren, mit allen Kräften von neuem vorzugehen und durch einfachen frontalen Vortrampf in die Flanke und den Rücken der, unsere mittleren Korps mit Umfassung drohenden, deutschen Kolonnen zu stoßen — oder aber zum sofortigen Beginn des Rückzuges der in ungünstigem Kampf verwickelten beiden Korps der Mitte. Der Grund für diese Unterlassungen ist darin zu suchen, daß der Armeebefehlshaber, General Samsonow, mit seinem Gefechtsstabe sich während des Kampfes, zusammen mit dem kommandierenden General des 15. Korps, auf einem Beobachtungspunkte befand und den Wechselfällen des inneren Gefechtsfeldes ihm scheinbar sich günstig entwickelnden Kampfes folgte. Augenzeugen bezeugen, daß er sich mehrfach während des Gefechts an den Kommandeur des 15. Korps, General Martok, gewandt und sich erkundigt habe, ob er keine Nachrichten von dem Flügelkorps habe; es erfolgte jedesmal eine verneinende Antwort. Dieses Fehlen der Verbindung war eine Folge einmal ihrer allgemeinen mangelhaften Anordnung, ferner aber auch des Umstandes, daß beide Flügel-

korps sich in der Bewegung befanden, d. h. unter Verhältnissen, die ihre Aufrechterhaltung der ununterbrochenen Verbindung noch mehr erschwerten.

Dieses Fehlen der Nachrichten über die ihm unterstellten Truppen beraubte den General Samsonow der Möglichkeit, das Gefecht zu leiten. In diesem Falle verlegte General Samsonow eine der Grundregeln der Kriegsführung, die uns lehrt, daß der oberste Führer während des Gefechtes sich stets einen Aufenthaltspunkt wählen soll, wo er am leichtesten Nachrichten erhalten und Befehle an alle ihm unmittelbar unterstellten Truppen senden kann. Die Lehrmeinung sagt uns, daß, je schlechter die Verbindung angeordnet ist, um so weniger der Führer sich von dem natürlichen Wunsch verleiten lassen darf, sich unmittelbar den Gefechtslinien zu nähern, unter dem Vorwande, daß er durch persönliche Beobachtung die Unmöglichkeit, mit den ihm unterstellten Truppen in Verbindung zu treten, ausgleichen könne. Die menschliche Eigenschaft, Nebenhandlungen zu verallgemeinern, läßt den Beobachter eines Gefechtes die Überzeugung gewinnen, daß das vor seinen Augen abrollende Bild dem ähnlich sein muß, was auf anderen, seinem Gesichtsfeld nicht zugänglichen Abschnitten des Schlachtfeldes vor sich geht. In solchen Fällen können sowohl der Mißerfolg als auch der Erfolg eines vor den Augen des Führers kämpfenden Truppenteils ihn zu Anordnungen veranlassen, die zwar diesen vereinzelter Nebenhandlungen entsprechen, aber keineswegs mit dem allgemeinen Gange des Kampfes übereinstimmen. So auch in dem gegebenen Falle. Das erfolgreiche Vorgehen der Truppen unter den Augen Samsonows, die Meldungen über die große Zahl der Gefangenen, die die zunächst befindlichen Korps gemacht hatten — das alles gab ein günstiges Bild, erweckte die Hoffnung auf den Enderfolg.

Indessen bereitete der um diese Zeit dem General Samsonow noch unbekannte Rückzug der beiden Flügelkorps von Stunde zu Stunde mehr das Unheil vor, das die beiden mittleren Korps ereilen sollte. Immer häufiger gingen die Meldungen über die sich mehr und mehr vollziehende Einkreisung dieser Korps durch die deutschen Umgehungscolonnen ein. General Martok entfernte sich, um Anordnungen zur Abwehr der drohenden deutschen Umgehungen und zum allmählichen Herausziehen der Truppen aus dem Gefecht

behufs Einleitung des Rückzuges zu treffen. Auch General Samsonow ritt fort, augenscheinlich in dem Wunsche, mit den übrigen Truppen seiner Armee in Verbindung zu kommen, aber alle diese Maßnahmen kamen zu spät.

Die deutschen Umgehungscolonnen waren bereits so tief in die Flanken und selbst in den Rücken des 13. und 15. Korps vorgedrungen, daß nur ein Teil des Trains, kleine Kavallerieabteilungen und eine verhältnismäßig unbedeutende Zahl Infanterie und Artillerie aus dem immer mehr sich verdichtenden lebenden Ringe der deutschen Truppen zu entkommen vermochten. Wäre Samsonow an dem Platz gewesen, wohin er gehörte, so würde er auch wahrscheinlich Verbindung mit seinen Korps gehabt und im gegebenen Falle entweder dem Rückzuge der Flügelkorps oder dem weiteren gewagten Vorgehen der mittleren Korps Halt geboten haben, da eine Unterflügelung dieser Korps nun einmal nicht möglich und sie in den Flanken nicht gesichert waren.

Dies alles weist nochmals darauf hin, daß nur durch einen glücklichen Zufall eine Verletzung der Grundregeln der Kriegsführung ungestraft bleiben kann.

Das Endergebnis der Einkreisung der beiden Korps war ihre beinahe völlige Gefangennahme mit fast ihrer ganzen Artillerie und den höheren Führern, sowie die Befreiung aller vorher gefangengenommenen Deutschen.

Die Deutschen waren zu dem Entschluß gekommen, den größeren Teil ihrer Kräfte unter Ausnutzung des augenblicklichen Stillstandes in dem vorgehenden Kampfe gegen die den Vortrampf beginnende Armee Samsonow zu werfen, um sich dann, nachdem dort ein Erfolg errungen, gegen die Armee Rennenkampf zu wenden. Die weiteren Ereignisse zeigten, daß dieser Plan richtig erdacht und genau ausgeführt wurde. Es konnte scheinen, daß die Deutschen, nachdem sie einen so vollen und schwerlich vorausgesehenen Erfolg errungen hatten, diesen ausnützen und weiter entwickeln würden, durch Vordringen in die russischen Grenzgebiete, die auf diesem Abschnitt fast gar keine Truppen zur Verteidigung besaßen. Die Deutschen ließen sich jedoch — treu dem Grundsatz, einen einmal gefaßten Plan auch bis zum Ende durchzuführen — durch die Aussicht auf einen leichten, wahrscheinlich aber nur vorübergehenden, Erfolg nicht verleiten.

Später verbreitete sich das von der westlichen Presse aufgenommene, in derartigen Fällen übliche Gerücht, daß die Ursache der Niederlagen des Samsonowschen Korps in den Tannenbergern Wäldern liege. Ich kann aber versichern, daß nicht die geringste Ursache für die Entstehung solcher Gerüchte vorhanden war. Der Mißerfolg war die Folge ungewöhnlicher Anordnungen, unglücklicher Zufälle. Das Kriegsglück war an diesem Tage auf Seiten der Deutschen.

8 Millionen Mark für die „Stiftung der Opfer der Arbeit.“

▼ Berlin, 18. August.

Vor einigen Tagen fand eine Sitzung des Ehrenausschusses der „Stiftung der Opfer der Arbeit“ statt, die am 4. Mai des vergangenen Jahres durch Adolf Hitler ins Leben gerufen wurde.

Der ehrenamtliche Geschäftsführer, Oberregierungsrat Dr. Ziegler, berichtete über den Stand der eingegangenen Spenden. Diese haben fast den Betrag von acht Millionen Mark erreicht. Dr. Ziegler berichtete weiterhin über die anlässlich des Bergwerksunglücks in Buggingen getroffenen Hilfsmassnahmen und die mit „Hilfswerk Buggingen“ in Karlsruhe hergestellte Zusammenarbeit. Aus diesem Bericht ergab sich, daß für das „Hilfswerk Buggingen“ ein Betrag von über 400 000 Mk. an Spenden eingegangen ist, und daß von den zuständigen Stellen alles gefahren ist und noch gefahren wird, um die Existenz der Hinterbliebenen der in Buggingen verunglückten Kaliarbeiter sicherzustellen.

Es wurde sodann über die eingegangenen Gesuche berichtet. Von 2124 Anträgen, die von dem Büro der Stiftung vorbereitet waren, wurden 1692 mit einer Unterstützung bedacht, während bei 432 Gesuchen auf Grund der vorgenommenen Prüfung der Verhältnisse eine dringende Notlage sich nicht ergab. Bei 1058 Gesuchen wurde eine monatliche Unterstützung für ein ganzes Jahr in Höhe von 410 880 Mark, bei 634 Gesuchen eine einmalige Unterstützung im Gesamtbetrag von 77 295 Mark vom Ehrenauschuß bewilligt. Es gelangte damit also ein Gesamtbetrag von beinahe einer halben Million Mark zur Verteilung. Die gesamten von der Stiftung seit ihrem Bestehen erfolgten Bewilligungen erreichen damit eine Summe von rd. 1½ Millionen Mark.

Meinberg Stellvertreter des Reichsbauernführers.

▼ Berlin, 18. August.

Die wachsenden Aufgaben des Reichsnährstandes haben eine Regelung der ständigen Stellvertretung des Reichsbauernführers notwendig gemacht. Der Reichsbauernführer R. Walther Darré hat sich daher entschlossen, den Reichsobmann des Reichsnährstandes, Staatsrat Wilhelm Meinberg, zu seinem ständigen Stellvertreter zu bestellen.

4500 polnische Arbeiter aus Frankreich zurückgekehrt.

DNB Warschau, 18. August.

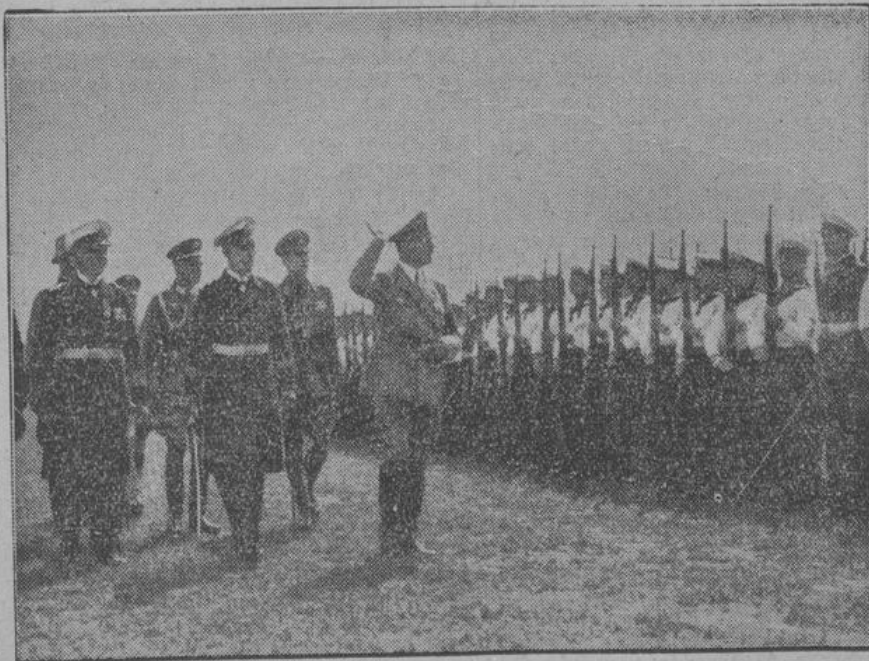
Nach Mitteilungen der polnischen Presse sind im Laufe der letzten Wochen 4500 polnische Arbeiter aus Frankreich nach Polen zurückgekehrt. Die polnischen Rückwanderer sind von den französischen Behörden entweder ausgewiesen worden oder es wurde ihnen die Arbeitskarte entzogen.

Des Führers Staatsbesuch in Hamburg.



Unser Bild zeigt den Führer nach seiner Ankunft im Hamburger Flughafen. Rechts neben ihm steht man den Gauleiter und Statthalter Kauffmann, der ihn am Flugzeug im Namen der Stadt Hamburg begrüßt hatte.

Die Reichsmarine präsentiert vor dem Oberbefehlshaber.



Zur Begrüßung des Führers in Hamburg waren auf dem Flughafengelände u. a. auch Ehrenkompagnien der Reichsmarine und der Reichsmehr. Die Reichsmarine empfing den Führer mit den Klängen des Badenweiler Marsches, während er ihre Front abschritt.

Des Führers Rede vor der Belegschaft von Blohm & Voß.

In unfrem gegenseitigen Bericht über den Besuch des Führers in der bekannten Hamburger Schiffswerft von Blohm & Voß ist die Rede, mit der er auf die Begrüßungsworte des Inhabers der Werft und des Betriebsstellenleiters antwortete, nicht vollständig wiedergegeben worden, da wir den Schluß des Berichts erst nach Redaktionschluß der gestrigen Ausgabe erhielten. Wir tragen daher die Rede (unter Wiederholung ihres ersten bereits veröffentlichten Teils) im Folgenden nach. Der Reichstanzler führte aus:

„Meine Volksgenossen! Meine deutschen Arbeiter! Es liegt jetzt, wie ich schon sagte, in diesem Unternehmen 6000 Volksgenossen beschäftigt. 12 000 waren es hier in der Blütezeit. Wir haben also noch eine große Arbeit vor uns. Denn das eine ist klar: Wir müssen so oder so auch den letzten Mann in Deutschland, der überhaupt tätig sein will, wieder in eine Arbeit bringen. Ich weiß, daß das ungeheure Schwierigkeiten mit sich bringt, aber ich denke, wir werden dieser Schwierigkeiten genau so Herr, wie wir der Schwierigkeiten Herr geworden sind, die uns vor ein- einhalb Jahren gegenüberstanden. Dieses Problem muß gelöst werden, und es wird daher auch gelöst. Ich glaube, daß dieses Versprechen mehr Wert hat, als wenn ich Ihnen irgendwelche theoretischen Auseinandersetzungen bieten würde.

Denn in meinen Augen leben die Menschen nicht für die Theorien, sondern die Theorien sind für die Menschen da.

Und wenn eine Theorie noch so wunderbar klingt und in ihrem Gehalt sieben Millionen Erwerbslose hat, dann taugt sie nicht, und eine andere Theorie muß an ihre Stelle treten. Ich glaube, daß es der Fähigkeit des deutschen Volkes, der Tüchtigkeit des deutschen Arbeiters, dem Willen eines entschlossenen Regiments, bei den vorhandenen Bodenflächen und der Möglichkeit unserer eigenen Ernährung gelingen muß, diese Frage auch zu lösen. Ich bin mit allerding dabei auch klar darüber, daß es nur gelingen kann, wenn hinter die, die den Willen besitzen, auch die konzentrierte Kraft der ganzen Nation tritt. (Beifall.)

Ich weiß, daß die Vertreter anderer Weltanschauungen als schwerer Vorwurf dem entgegenhalten, ich verstoße mich gegen den Gedanken einer internationalen überstaatlichen Solidarität.

Meine Volksgenossen, glauben Sie nicht, daß ich das eines Prinzipis oder einer Doktrin wegen tue. Wenn diese internationale Solidarität für unser Volk einen praktischen Wert besitzen würde, so würde ich mich auch dazu bekennen. So aber habe ich die Folgen dieses Glaubens 15 Jahre lang in Deutschland gesehen, und ich bin zu der Erkenntnis gekommen, daß man sich zurückziehen muß auf das, was zuletzt das realere und leichter erreichbare ist, nämlich auf die Solidarität des eigenen Volkes. (Beifall.) Und wenn mir einer sagt, daß diese

Solidarität nicht zu erreichen sei, dann muß ich ihm die Antwort geben, dann ist noch viel weniger diese andere Solidarität zu verwirklichen. (Zubeifallender Beifall.)

Ich glaube an unser deutsches Volk, ich glaube an die Millionen schaffender Menschen in diesem Volk, ich glaube an die Zukunft unseres Volkes und ich glaube an meinen eigenen Willen. Und da mühte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir dann unser deutsches Volk nicht wieder kräftig und glücklich machen können. (Minutenlanges tosendes Beifall.)

Und deshalb appelliere ich auch in dieser Woche wieder an das deutsche Volk. Nicht weil ich für mich allein eine Stütze benötige. Ich bin Zeit meines Lebens auf eigenen Füßen gestellt, und ich bin stark genug, auch in Zukunft stehen zu können, sondern weil ich überzeugt bin, daß das deutsche Volk eine Vertretung braucht, die vom ganzen Volk selbst wieder gestützt und getragen wird. Sie allein kann dem deutschen Volk vor der Welt wirklich nützen, denn wir wollen den Frieden, wir wollen mit niemanden Handel in der Welt. Allein die andere Welt wird dazu bereit sein, wenn sie sieht, daß sie mit einem Volk, geschlossen in einer Einheit zusammengefaßt, zu rechnen hat. Solange sie glaubt, Deutschland gesplittet und zerfallen zu können, solange hat sie immer noch die Hoffnung, vielleicht um eine aufrichtige und ehrliche Verständigung herumkommen zu können.

Sie müssen wissen, daß dieses Volk ein unzerstörbarer Block geworden ist, der den Frieden will und mit dem sie sich daher auch so auseinanderlegen müssen, wie man sich mit einem ehrlichen und verständigen Volk auf der Welt auseinanderzusetzen hat. (Stürmischer Beifall.)

Die Forderung aber, die wir dabei an die anderen richten, ist einfach. Sie heißt:

Wir wollen von Euch nichts, aber laßt auch uns in Ruhe. (Beifall.) Wir haben den Wunsch, in Frieden und Freundschaft mit allen anderen zu verkehren und müssen daher auch verlangen, daß sie uns Freundschaft und Frieden entgegenbringen.

Wenn aber eine 65-Millionen-Nation diesen Wunsch einmütig und klar vor der Welt zum Ausdruck bringt, dann wird die Welt eines Tages nicht anders können, als diesen Wunsch zu respektieren. Und dann wird es uns schon möglich sein, in dieser Ruhe und in diesem Frieden für das deutsche Volk das tägliche Brot zu sichern und den Lebensstandard unseres Volkes zu heben. Denn wir sind nicht glücklich in dem Gedanken, daß nur eine Schicht in Deutschland leben kann, sondern wir möchten glücklich sein zu wissen, daß das ganze deutsche Volk in allen seinen Schichten einem höheren Lebensstandard entgegengeführt werden kann. Das ist unser Ziel und unser unabänderlicher Wille, und wir werden das Ziel auch erreichen. (Stürmischer Beifall.)

Niedrigere Futtermittelpreise!

Ministerialdirektor Moris über die brennendsten agrarwirtschaftlichen Fragen. Schlachtviehpreisbildung auf dem Wege zur Gesundung.

DNB Dresden, 18. August.

Auf einer Tagung der Kreisbauernführer in Dresden, zu der Landesbauernführer Körner zusammengekommen war, wurden die wichtigsten aktuellen agrarwirtschaftlichen Fragen erörtert, die nicht nur für das Gebiet des Freistaates Sachsen, sondern für die gesamte deutsche Landwirtschaft von brennendem Interesse sind. Als Vertreter des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft nahm an dieser Tagung Ministerialdirektor Moris teil.

Landesbauernführer Körner trug einleitend die wichtigsten Sorgen der sächsischen Landwirtschaft vor. Diese bezogen sich in erster Linie auf die Höhe des Getreidepreises, die Preisgestaltung für Futtermittel, die Vieh- und Kartoffelpreise.

Ministerialdirektor Moris gab zunächst einen Gesamtüberblick über die Preisentwicklung für landwirtschaftliche Erzeugnisse seit Übernahme der Macht durch Adolf Hitler. Die Agrarpreise seien für eine Reihe wichtiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse bereits wieder auf Friedensstand gebracht worden. Der Regierungsvorstand erläuterte sodann im einzelnen die Verhältnisse auf den Märkten für die verschiedenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Er teilte u. a. mit, daß die Reichsstelle für Getreide angewiesen worden sei, in Zukunft für Getreide von Ueberdurchschnittsqualität auch entsprechende Qualitätszuschläge zu zahlen. Sie werde dadurch auf diesem Gebiete zum Schrittmarker beim ganzen Getreideablauf werden. Eingehend erläuterte er fernerhin, warum die Getreidepreise nicht höher festgelegt werden konnten, als gesehen sei.

Im Hinblick auf die geringe Kaufkraft der Verbraucher habe eine allgemeine Preissteigerung unter allen Umständen vermieden werden müssen. Dafür werde andererseits in Zukunft auch der Bauer bei der Futtermittelpreisgestaltung, wo er als Verbraucher interessiert sei, klar erkennen können, daß die Maßnahmen der Reichsregierung vom Grundsatz der Gerechtigkeit bestimmt seien. Die Deckungspreise seien bereits festgelegt worden. Diese würden in Kürze so herabgesetzt werden, daß die Verbraucherpreise für Danksorten fortan fühlbar billiger sein würden als bisher. Die Regelung der Kleinpreise sei heute erfolgt. Der Roggenkleinpreis werde in Zukunft ab Mühle 82,5 v. H. des Roggenpreises und der Preis für Weizenklein 57,5 v. H. des Weizenpreises betragen. Dazu kämen noch Fracht und feste,mäßig bemessene Handelszuschläge. Die Landesbauernführer würden das Recht erhalten, mit Zustimmung der Hauptvereinigungen für Getreidewirtschaft die Kleinprie weiter herabzusetzen.

Abgesehen davon werden natürlich vor allem die Mühlen selbst nicht gehindert sein, unter dem amtlich festgelegten Preis Kleie zu verkaufen. In entsprechender Weise würde die Preisgestaltung für zuderhaltige Futtermittel (von der neuen Ernte ab) für Fisch- und Fleischmehl und andere wichtige Futtermittel geregelt werden. Man werde ferner, ohne zur Kriegswirtschaft zurückzufahren, Maßnahmen treffen, die eine geordnete Versorgung mit Futtermitteln in allen Gebieten des Reiches, besonders auch in den ausgesprochenen Dürregebieten, sicherstellen.

Zur Schlachtviehpreisbildung wies Ministerialdirektor Moris nach, daß man hier sichtbar auf dem Wege zur Gesundung sei. Bei Schweinen könne man bereits von einem gerechneten Preisstand sprechen. Bei den Rinderpreisen werde die Marktreue durch eine weitere Preisbegrenzung führen, ohne daß dadurch eine allgemeine Fleischpreissteigerung eintreten dürfte. Die Reichsregierung habe genügend Mittel bereitgestellt, um eine gerechte Preisbildung für Schlachtvieh auch dort zu gewährleisten, wo infolge Futtermangels ein dem Bedarf übersteigendes Viehangebot in Erscheinung trete. Der Speisefartoffelpreis dürfe selbstverständlich dem Verbraucher nicht unbilligsumme, werde aber bestimmt Rücksicht nehmen auf den gegenüber den Vorjahren geringeren Ernteertrag.

Abschließend wurden noch in eingehender Aussprache Einzelfragen und besondere Maßnahmen für die Dürregebiete besprochen. Die Ausführungen von Ministerialdirektor Dr. Moris über die Maßnahmen der Reichsregierung lösten, wie Landesbauernführer Körner im Schlußwort feststellte, allgemeine Befriedigung bei den anwesenden Kreisbauernführern aus.

Der Bischof von Speyer zur Volksabstimmung.

DNB Speyer, 18. August.

Der Bischof von Speyer hat sich in einer Bekanntmachung an seine Gläubigen gewandt und Gottes Hilfe, seine Erleuchtung und seinen Schutz auf die Volksabstimmung am 19. August herabgefleht. Es werden Bittgottesdienste veranstaltet, zu denen die Gläubigen durch vermehrtes Läuten aufgefordert werden.

Hochschuldozenten im Arbeitsdienst.

Wie die Reichsleitung des Arbeitsdienstes mitteilt, hat der Reichsarbeitsführer Staatssekretär Hierl als Sondermaßnahme genehmigt, daß deutsche Dozenten, die erfahrungsgemäß die Lebensaltersgrenze für den Arbeitsdienst überschritten haben, auf zehn Wochen

Zuchthaus für den roten „Sicherheitskommissar“ von Berlin.

Wegen fortgesetzten Betruges.

Das Berliner Sondergericht verurteilte gestern mittag den früheren Berliner „Sicherheitskommissar“ des roten Revolutionsregimes von 1918, Erich Prinz, wegen fortgesetzten Betruges im Rückfall unter den Strafbestimmungen der Vorurteile zu 8 Jahren Zuchthaus und 3000 Mark Geldstrafe, an deren Stelle im Nichtbeitragsfalle weitere 60 Tage Zuchthaus treten. Der Mitangeklagte Kowat wurde freigesprochen.

E. J. Prinz ist eine der übelsten „Revolutionsschlangen“ von 1918. Er hat nicht weniger als 15 Vorstrafen. Die erste Verurteilung, die sein zweifelhafte Strafregistrierung aufweist, die aber Prinz in Abrede zu stellen sucht, wurde 1917 während des Krieges gegen ihn verhängt. Damals erhielt er wegen Betruges, unberechtigten Tragens von Orden (I) und Führen eines falschen Dienstpasses eine Gefängnisstrafe, die ihm später erlassen wurde. An diese erste Strafe reiht sich eine ununterbrochene Kette weiterer Verurteilungen.

Prinz schilberte vor Gericht seinen Verwegung selbst wie folgt: So wollte Kunstmaler werden und hatte die Akademie Düsseldorf besucht. Mit dem Erlös eines Gemäldes ging er nach Frankreich, um dort eine Stellung anzunehmen. So bin in Marseille aber betrunken gemacht worden und habe in der Trunkenheit einen Verpfichtungschein für die Fremdenlegation unterschrieben. Ueber Marseille bin ich nach der französischen Legion verschleppt worden. Nach meiner Dienstzeit in der Fremdenlegation ging ich nach Australien und Südamerika, erhielt Stellungen in Varietés und kehrte dann als Kohlenhändler nach Deutschland zurück. Ich wurde dann ins Feld eingezogen und in der Champagne verwundet.

Auf die Frage des Vorstehenden, ob er sich politisch betätigt habe, erzählte der Angeklagte Prinz, daß er am 9. November beim Ausbruch der Revolution aufgefordert

in den Arbeitsdienst eintreten können. Auf Grund dieser Genehmigung ist zu erwarten, daß etwa 200 Dozenten der deutschen Hochschulen im Laufe der nächsten drei Monate auf 10 Wochen als Hospitanten im Arbeitsdienst Dienst tun werden.

Großfeuer in der Technischen Hochschule Darmstadt.

DNB Darmstadt, 18. August.

Am Freitag um 15 Uhr wurde die Feuerwehr nach der Technischen Hochschule gerufen, wo im Nordwestflügel des Hauptgebäudes ein Brand ausgebrochen war. Da der Dachstuhl kurz darauf in hellen Flammen stand, mußte Großfeuer gemeldet werden. Das Gebälk des Dachstuhls und aufgekapeltes leicht brennbares Material gaben den Flammen reiche Nahrung. Nach zwei Stunden konnte das Feuer auf seinen Herd beschränkt werden, da der Nordwestflügel durch zwei dicke Brandmauern von dem übrigen Hauptgebäude getrennt ist. Neben dem Dachstuhl sind die Hörsäle und die Dozentenzimmer im obersten Stock stark mitgenommen. Es besteht die Möglichkeit einer Selbstentzündung.

Rückgang der Wohlfahrtsausgaben.

Berlin, 18. August.

Bis zum Ende des Rechnungsjahres 1932/33 waren die Gemeinden und Gemeindeverbände — Fürsorgeverbände — mit Wohlfahrtsausgaben derart überlastet, daß ein allgemeiner Zusammenbruch der Gemeindefinanzen befürchtet werden mußte. Waren doch Ende März 1933 fast 4,7 Millionen Parteien (mit rd. 9,4 Millionen Personen) laufend in öffentlicher Fürsorge zu unterstützen, darunter 3,1 Millionen Arbeitslose, und die laufenden Barunterstützungen erreichten im Vierteljahr Januar/März 1933 572 Millionen RM, darunter allein für die Arbeitslosen 382 Millionen RM. Diese bisher höchste Summe für die vierteljährliche Ausgabe der Fürsorgeverbände lag um 110 Mill. RM höher als die gesamten laufenden Barausgaben des Rechnungsjahres 1927/28 (462 Mill. RM). Seitdem ist infolge der Arbeitsbeschäftigungsmaßnahmen der Reichsregierung die Sozialfürsorge der Arbeitslosigkeit und der öffentlichen Hilfsbedürftigkeit ständig zurückgegangen. Die Zahl der von den Fürsorgeverbänden unterstützten Arbeitslosen sank nach dem neuesten Bericht des Statistischen Reichsamtes in „Wirtschaft und Statistik“ von 3,1 Mill. Ende März 1933 auf 1,8 Mill. Ende März 1934, während die Zahl der übrigen Hilfsbedürftigen ungeändert blieb. Die laufenden Barunterstützungen sanken bis zum Vierteljahr Januar/März 1934 auf 433 Mill. RM, darunter 262 Mill. RM für Arbeitslose. Im Rechnungsjahr 1933/34 waren die gesamten laufenden Barleistungen mit 1208 Mill. RM um 185 Mill. RM niedriger als im Rechnungsjahr 1932/33, der Gesamtumfang der offenen Fürsorge mit 1866 Mill. RM um 281 Mill. RM geringer als im vorangegangenen Jahr.

Volksgerichtsurteil für SA-Zerlegung.

Der Volksgerichtshof verhandelte gestern zum ersten Mal einen Fall von SA-Zerlegung. Die Anklage richtete sich gegen den 34-jährigen Kommunisten Walter Zäger aus Leipzig, der versucht hatte, einen Leipziger SA-Mann für die Ziele der KPD zu gewinnen. Der Mann im „Saustuhl“, der pflichtgemäß sofort Anzeige bei seinem Standartenführer erstattete, ging schamlos auf das Verlangen des Kommunisten ein, um ihn und seine Hintermänner entlassen zu können. Es gelang der Leipziger SA, dem an der Zerlegung tätigen Kommunisten das Handwerk zu legen und ihm seiner gerechten Strafe zuzuführen. Das Urteil des Volksgerichtshofes lautete: Der Angeklagte des Hochverrats entsprechend wegen Vorbereitung zum Hochverrat auf zwei Jahre Gefängnis.

Keine Oberammergauer Passionspiele in Paris.

DNB Oberammergau, 18. August.

In der Londoner Zeitung „Evening Standard“ vom 18. August wird eine Pariser Meldung veröffentlicht, wonach die Oberammergauer Passionspiele in der Originalbesetzung mit 225 Oberammergauer Spielern im Oktober in Paris „Palais des Sports“ aufgeführt werden sollen. Die Bürgermeister Lang-Oberammergau dazu erklärt, es bedürfte dieser Nachricht jeder Grundlage. Es haben keinerlei Verhandlungen stattgefunden und es kommt auch auf Grund der Oberammergauer Tradition niemals in Frage, daß die Spiele außerhalb Oberammergaus gegeben werden. Auch Oberammergauer Einwohner dürfen außerhalb ihres Heimatortes an Passionsspielen nicht mitwirken.

Zuchthaus für den roten „Sicherheitskommissar“ von Berlin.

Wegen fortgesetzten Betruges.

Das Berliner Sondergericht verurteilte gestern mittag den früheren Berliner „Sicherheitskommissar“ des roten Revolutionsregimes von 1918, Erich Prinz, wegen fortgesetzten Betruges im Rückfall unter den Strafbestimmungen der Vorurteile zu 8 Jahren Zuchthaus und 3000 Mark Geldstrafe, an deren Stelle im Nichtbeitragsfalle weitere 60 Tage Zuchthaus treten. Der Mitangeklagte Kowat wurde freigesprochen.

E. J. Prinz ist eine der übelsten „Revolutionsschlangen“ von 1918. Er hat nicht weniger als 15 Vorstrafen. Die erste Verurteilung, die sein zweifelhafte Strafregistrierung aufweist, die aber Prinz in Abrede zu stellen sucht, wurde 1917 während des Krieges gegen ihn verhängt. Damals erhielt er wegen Betruges, unberechtigten Tragens von Orden (I) und Führen eines falschen Dienstpasses eine Gefängnisstrafe, die ihm später erlassen wurde. An diese erste Strafe reiht sich eine ununterbrochene Kette weiterer Verurteilungen.

Prinz schilberte vor Gericht seinen Verwegung selbst wie folgt: So wollte Kunstmaler werden und hatte die Akademie Düsseldorf besucht. Mit dem Erlös eines Gemäldes ging er nach Frankreich, um dort eine Stellung anzunehmen. So bin in Marseille aber betrunken gemacht worden und habe in der Trunkenheit einen Verpfichtungschein für die Fremdenlegation unterschrieben. Ueber Marseille bin ich nach der französischen Legion verschleppt worden. Nach meiner Dienstzeit in der Fremdenlegation ging ich nach Australien und Südamerika, erhielt Stellungen in Varietés und kehrte dann als Kohlenhändler nach Deutschland zurück. Ich wurde dann ins Feld eingezogen und in der Champagne verwundet.

Auf die Frage des Vorstehenden, ob er sich politisch betätigt habe, erzählte der Angeklagte Prinz, daß er am 9. November beim Ausbruch der Revolution aufgefordert

Blick nach Draußen.

Eine Schlacht zwischen Wintern und Störchen.

Eine äußerst seltsame Naturbegebenheit weiß „Echo de Paris“ aus der Türkei zu melden. Dort haben zwei Adler versucht, ein Storchennest zu überfallen. Die Raubvögel töderten mit ihren scharfen Klauen und Schnäbeln die Störche und raubten die jungen Störche. Darauf eilten aber nicht weniger als 300 Langlebiger herbei und setzten ihrerseits mit ihren spitzen Schnäbeln den Adlern auf das Heftigste zu. Es entwickelte sich ein Kampf, denn inzwischen waren auch über 60 Adler herbeigeflogen. Nach mehrstündigem Kampf mußten die Adler das Schlachtfeld räumen. Sie hinterließen nicht weniger als 20 Tote, während der Verlust der Störche sich auf nur 12 Stück belief. Den Bewohnern der Gegend, die auf das laute Getöse herbeigekommen waren, bot sich damit eines der seltsamsten Naturschauspiele.

Marshall und Mönch.

Unter den zahlreichen Nachrufen, die die französische Presse dem kürzlich verstorbenen Marshall Lyautey widmet, befinden sich vor allem auch solche, die dem französischen Volk und der Welt in Erinnerung bringen sollen, daß in diesem Marshall Frankreich ein großer Krieger mit einem großen Christen vereinigt war. So erzählt Vladimir d'Ormesson im „Temps“ von einem Besuch, den er gemeinsam mit dem Marshall in einem Oblatenkloster machte. Als die jungen Mönche den berühmten Heerführer sahen und ehrfürchtig betrachteten, redete er sie in seiner bekannten schlichten Weise an: „Mönchlein, nun denkt Ihr Euch wohl im Stillen: Oh! Ein Marshall von Frankreich! Ein Mann, der die ganze Welt gesehen hat! Der eine ganze Armee befehligt! Der ganze Kolonien beherrscht! Was für ein Leben im Vergleich zu dem Unserigen! Ich aber sage Euch: Gewiß, ein solches Leben, eine solche Welt: Indochina, Madagaskar, Afrika, Marokko, das ist herrlich, weit und schön! Das ist herausfordernd! Und dennoch: Mönchlein, Euer Leben, Eure Ordensregel, Eure Gebete, Eure Ebnen, das alles ist ebenso notwendig, ebenso fruchtbar, ebenso groß wie irgendein anderes Werk auf Erden. Seht, alles ist Gleichgewicht, alles ist Ordnung. Neben der Tat — die Betrachtung. Neben dem äußeren Schaffen, das Innenleben. Neben dem Kampf gegen die Elemente und gegen die Menschen, der Kampf gegen sich selbst. Das Leben wäre ein sinnloses Durcheinander, wenn der Geist es nicht regelte. Wenn es nicht Menschen gäbe, die ihr, so gäbe es auch keine Menschen wie ich. Seht Ihr ein, Mönchlein, was für eine Rolle Ihr auf dieser Erde spielt? Erkennt Ihr, wie nützlich Ihr seid, wie unentbehrlich, wie wesentlich der Platz ist, den Ihr in der Weltordnung einnehmt?“

Der arbeitslose Modelfunkler.

Nicht nur Bühler, sondern auch Modelfunkler haben ihre Schicksale. Gerade sie, die der Mode, die sie selbst entwerfen und fertigen, ihrerseits wieder unterworfen sind. Dies Schicksal muß jetzt der berühmte Pariser Schneider Paul Poiret an sich selbst erfahren. Gestern der Niedrig der Damen, ist er heute ein vergessener und verarmter Mann. Kein Mensch hat für ihn etwas zu tun. Er hat ein Theaterstück geschrieben, aber kein Dramaturg liebt es auch nur. Er hat Lebenserinnerungen verfaßt, aber welcher Lektor würde sich die Mühe machen, sie zu studieren? Das geht nun schon seit anderthalb Jahren so. Er, der einst ein kostbares Auto fuhr, muß heute zu Fuß in eine Armentüchle pilgern, wo er zusammen mit armen Künstlern ein billiges Mittagessen einnimmt.

Verheerendes Unwetter in Rumänien.

Ueber 100 Häuser eingestürzt.

DNB Bukarest, 17. August.

Ein starker Wollenbruch zerstörte einen beträchtlichen Teil der Hafenstadt Braila an der Donau. Die Regengüsse sprengten die über 100 Jahre alten unterirdischen Kanäle, die von den Türken gebaut worden sind und die sich über mehrere Bezirke der Stadt erstrecken. Fast 100 Häuser stürzten ein und viele andere drohen zusammenzufallen. In einigen Straßen fand die Erde. Es entstanden Löcher von über 10 m Tiefe. Der Verkehr auf den Straßen wurde durch die immer wieder eingetretenen Erdrisse gestört und schließlich vollkommen eingestellt. Während des Wollenbruchs kam es zu dramatischen Panikszenen. Hunderte von Bewohnern der eingestürzten Häuser suchten Rettung auf der Straße, wo sie aber zu ihrem Entsetzen auf die immer neu entstehenden Löcher stießen. Infolge des außerordentlichen Ausmaßes der Katastrophe konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden, ob auch Menschenopfer zu beklagen sind. Der Sachschaden ist aber beträchtlich. Im Hafen drang das Wasser in die Getreidesilos und richtete großen Schaden an.

Der Wollenbruch wiederholte sich in den Nachmittagsstunden über Bukarest. Auch in der Hauptstadt richtete das Unwetter großen Schaden an. Die Feuerwehr mußte in 500 Fällen eingreifen, um das Wasser aus den Häusern zu pumpen. Die durch die Hauptstadt fließende Damborha flog binnen zwei Stunden um vier Meter über normal.

Judenfeindliche Ausschreitungen in Schaulen.

DNB Kowno, 18. August.

Wie die Kownoer Blätter melden, kam es in der litauischen Stadt Schaulen am Donnerstagabend zu jüdenfeindlichen Ausschreitungen, wobei acht Juden durch Messerstiche und Steinwürfe verletzt wurden. Fünf der Verletzten wurden ins Krankenhaus gebracht.

Tags zuvor war ein ortsbekannter litauischer Apotheker mit einem Juden auf der Straße in Streit geraten, der in Schlägereien ausartete. Dabei wurde der Apotheker durch Messerstiche am Kopf verletzt. Dieser Vorfall soll der Anlaß zu den Ausschreitungen am Donnerstag gewesen sein. Eine Gruppe jugendlicher Litauer drang gegen 10 Uhr abends mit Messern und Steinen bewaffnet in eine jüdische Versammlung ein und ging dort gegen die Anwesenden vor. Zu gleicher Zeit wurden im Stadtpart an mehreren Stellen Juden überfallen und mißhandelt, wobei auch Schüsse fielen, die jedoch nicht trafen. Als die Polizei an Ort und Stelle erschien, waren die Täter bereits geflüchtet. Es ist eine strenge Untersuchung eingeleitet worden. Unter der jüdischen Bevölkerung herrscht große Erregung.

Tausend Jahre Kloster Maria-Einsiedeln.

Bilder von der Tausendjahrfeier.

Von einem besonderen Mitarbeiter.

× Einsiedeln, 15. August.

Der unvergeßliche Eindruck, den jeder, der in diesen Jahren, um das tausendjährige Kloster gesiedelten, diesen Einsiedeln im bürstigen Kanton Schwyz kommt, davontragen wird: Das sind weniger die gewaltigen Freudenfeste, die zum Tage Maria Himmelfahrt, dem Höhepunkt des Einsiedelner Jubiläums, hierhergekömmt sind, weniger die riesigen Automobilzüge, die vor dem Kloster warten und nicht nur schweizerische, sondern deutsche, österreichische, französische, holländische, ja britische und polnische Hohenheitzzeichen tragen, — sondern das sind vor allem die Prozessionen der einfachen Pilger, der Bauern und Arbeiter, die vielfach zu Fuß, in das heilige Kloster kommen und hier tagen tagaus vor dem schwebenden Bilde der Gottesmutter mit dem Kinde beten. Immer ist in diesen Tagen die Kapelle, die sich am unteren Ende des Schiffs der Stiftkirche erhebt, von frommen Menschen umlagert, und man kann erleben, daß plötzlich ein Mann oder eine Frau laut zu beten beginnt, ein Ave Maria, dem schmerzhaften Rosenkranz, oder Hüt Maria, steh uns bei, — und daß dann alle die Menschen ringsum einfallen, und die Kirche widerhallt von dem geheimnisvoll-indrängigen Gemurmel Hundert von betenden Stimmen. Wir sahen Frauen und Männer, aus allen Schichten der Bevölkerung und aus allen Nationen Europas, die mit tränenreichen Augen die Kirche verlassen, gerührt und bis zum letzten Griffen durch das Erlebnis der gläubigen Menge, die nicht vom Gnadenbild in der dunklen Kapelle weicht.

Das Bild der Maria von Einsiedeln selber, das zur Marienfesten Prozession am Haupttage des Jubiläums, dem Himmelfahrtstage, nachmittags über den Vorplatz des Klosters getragen und vom päpstlichen Legaten, dem Mailänder Kardinal-Erzbischof Albino Luigi Schuster, im Namen des Hl. Vaters gekrönt wurde, ist eine eide Hölzstatue aus der Zeit der Gotik, deren Gesicht, ebenso wie dasjenige des Kindes aus dem Arme, vom Rauche unzähliger Opferkerzen geschwärzt ist. Jeden Nachmittag gegen 4 Uhr ziehen die Benediktiner von Einsiedeln in langem Zuge zur Gnadenkapelle aus schwarzem Marmor und tragen die uralte Melodie des Salve Regina. Zum ersten Mal seit Jahrhunderten erscholl dieser Melodienzug, dessen erste, dunkle Akkordtöne von seltsamer, unvergeßlicher Schönheit sind, am 15. August draußen vor dem Kloster.

Man weiß nicht, was man in diesen wenigen Tagen Aufmerktes in der reichen Kirche und dem Kloster mehr bewundern soll, — das reine Barock der Stiftkirche und des Klosters — das, 984 an der Stelle, da der heilige Einsiedler Meinrad von zwei gierigen Räubern erschlagen, von dem Domherrn Benno und Eberhard von Straßburg begannen, 947 vollendet wurde und dann viermal ganz oder zum Teil abbrannte, bis es vor etwa zweihundert Jahren in seiner jetzigen, barocken Form entstand, — den wunderbaren Gang der Mönche, die stolzen Prunkgewänder des heiligen Bildes, oder die Ausstellung im Fürstensaal, die aus Anlaß der Tausendjahrfeier veranstaltet wird, und Geistes, Kunst und Handarbeit dieses bedeutenden Klosters in tausend Jahren zeigt. Der Fürstensaal, schon zu gewöhnlichen Zeiten ein Prunksaal des Klosters und einer Bestätigung wert wegen der Gemälde großer Päpste und weltlicher Herrscher, die dem Kloster geschenkt wurden und hier hängen, — darunter auch ein Bild Kaiser Wilhelms I. und König Friedrich Wilhelms IV., — ist jetzt der Mittelpunkt des kulturhistorischen Interesses unzähliger Besucher. Die berühmte Klosterbibliothek, die rund 10.000 gelehrte Bücher und Handschriften umfaßt, hat ihre kostbaren Manuskripte, darunter das Buch der Stiftung aus dem Jahre 1588, sowie kaiserliche und päpstliche Urkunden (wie das Privileg, nur Mitglieder des Abtes aufzunehmen u. a.) öffentlich ausgestellt. Neben diesen Handschriften und Urkunden bewundern wir einen Teil der wertvollsten Kunstschätze aus dem Klosterbesitz, gotische und barocke Malereien und Plastiken, sowie — dem Deutschen besonders interessant — die Stützen für die Decken gemälde im Chor der Stiftkirche von Joh. Bapt. Kraus aus Augsburg, die ebenfalls in die Ausstellung aufgenommen wurden. Modelle der verschiedenen Gestalten des Klosterbaus, der ursprünglichen, bescheidenen Gnadenkapelle, des romanischen, gotischen und des — jetzt noch bestehenden — barocken Baus vervollständigen diese Schau über tausend Jahre geistiger und künstlerischer Arbeit und Sammeltätigkeit.

Die ganze Schweiz feiert mit ihrem Kanton Schwyz und der Gemeinde Einsiedeln das Jubiläum, und als der päpstliche Legat, der Mailänder Kardinal-Erzbischof, der das Pontifikatamt am Feste Maria Himmelfahrt gelebte, am Vortage in Einsiedeln eintraf, erwarteten ihn nicht nur der Abt des Klosters und eine Reihe von geistlichen Würdenträgern der Schweiz an der Bahn, sondern auch die Vertreter des schweizerischen Staates, des Kantons Schwyz und der Gemeinde. Mit Musik und Spiel wurde er unter dem Jubel der Bevölkerung und der unzähligen Pilger in seine Wohnung geleitet. Und wenn auch der tiefste Sinn dieser Tausendjahrfeier, das „Fest soll mein Taufband immer

leben“, sich vielleicht nur dem Katholiken erschließt, so ist doch jeder Schweizer, einerlei ob Katholik oder Protestant, stolz auf das Stück tausendjähriger Kultur, das Maria Einsiedeln für dieses Land darstellt, — so wie vor mehr als hundertdreißig Jahren, beim Einfall der Franzosen, das heilige Gnadenbild lange Zeit bei einem — protestantischen Christen vor der Soldateska mit Erfolg verborgen wurde.

Der Streit um die Große Karthause.

Der Streit um die Große Karthause in Frankreich, um die Rückkehr der Karthäusermönche in das berühmte Kloster, geht immer weiter und nimmt einen immer größeren Umfang an. Bedenklich aber ist, daß die verschiedenen Einstellungen zu ihm sich mit der Zeit merklich verschoben haben. Das bestätigt die Zeitschrift eines sozialistischen Abgeordneten der Provinz Nîmes, dem man kaum eine übertriebene Sympathie für die Ordensgesellschaften nachsagen kann. In einem Presse-Interview erklärte er:

„Wer sich heute noch der Rückkehr der Karthäuser in die Dauphiné widersetzt, kann nur als ein von trassierter Unwissenheit geblendeter Fanatiker oder als Dummkopf bezeichnet werden, der eigenartig dabei beharrt, Tatsachen zu leugnen. Abgesehen hat man die Politik in diese Angelegenheit hineingezogen, indem alle, die Partei für die Karthäuser nahmen, undarmherzig als Reaktion

verurteilt werden. Das ist lächerlich, natürlich, aber in der Politik tötet die Lächerlichkeit noch nicht. Jedenfalls nähert sich die Komödie ihrem Ende und es ist Zeit! Ich kenne Rote, die sich heute nicht mehr darüber ereifern, die nicht einmal mehr Stellung dazu nehmen. Sie verstehen einfach nicht, daß die Karthäuser, nachdem man sie nach Frankreich zurückkommen ließ, verhindert werden, ihr Kloster wieder in Besitz zu nehmen. Wenn eine Zeitung, die der Kirche durchaus nicht freundlich gesinnt ist, erklärt: „Die Karthäuser den Karthäusern“, das ist eine Lösung des gesunden Menschenverstandes“, so bedeutet das einen unfehlbaren Fortschritt — einen ungeheuren Fortschritt! Man darf nicht vergessen, daß alles aufgeboden worden ist, um die öffentliche Meinung irrezuführen. Man erzählte, die Karthäuser bezahlten keine Steuern, sie „machten Politik“, sie beeinflussten und tyrannisierten die Massen auf verwerfliche Art und Weise. Und so weiter, und so weiter. Tatsache ist, daß die Karthäuser regelmäßig ihre Steuern bezahlten, daß sie unendlich viel Gutes taten, ja, daß sie sogar Laien schulen finanzierten. Ich weiß nicht, ob sie politischen Parteien Geld gegeben haben, aber diese Frage ist ja heute nicht mehr aktuell. Jedenfalls lebten sie ruhig in ihren Klöstern, kümmerten sich nicht um die äußeren Menschen und führten ein arbeitsames und frommes Leben. Kann ein solches Vorbild für uns heute nicht sehr dienlich sein? Ist es nicht widerläufig, wenn man ein Ausländer, vom Typ eines Stalins, bei uns Geste machen läßt, während man ehrlichen Menschen, die nur arbeiten und beten, verbietet, auf dem Boden eines Vaterlandes zu leben, für den sie ohne Zögern ihr Blut vergossen haben?“

Jeder zehnte Mensch hört Radio.

Deutschland erlt an sechster Stelle. — Exportmöglichkeiten der Radio-Industrie. — Die Lage auf dem Weltmarkt.

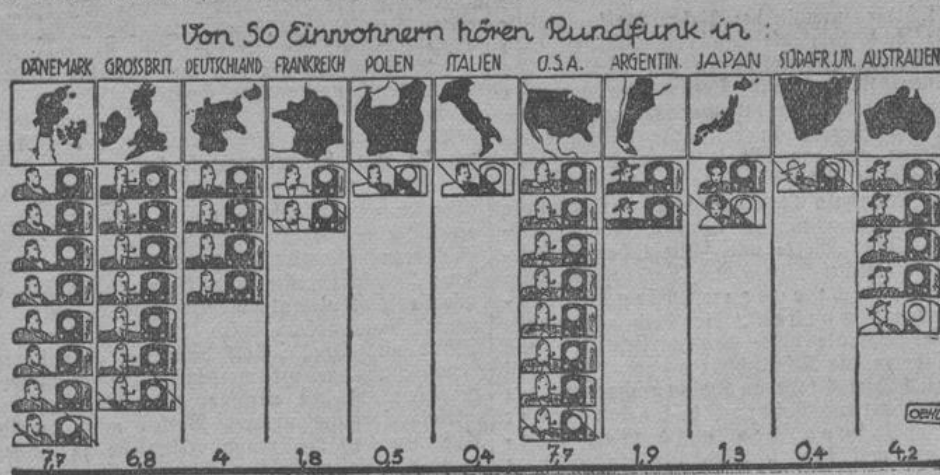
Im Jahre 1924 wurde zum erstenmal in Berlin eine Rundfunkausstellung veranstaltet. Primitive Detektoren und einige Sendegeräte bestaunte das zahlreich erschienene Publikum. Schon damals wurde eifrig gekauft, weil das Interesse in breiten Volkskreisen dafür ungeheuer stark war. Mit einer fast alle anderen Industrien in den Schatten stellenden Schnelligkeit hat seitdem die Radio-Industrie ihren Aufstieg fortgesetzt, um heute mit einer achtunggebietenden Macht unter den großen deutschen Industrien einzunehmen. Die deutsche Radio-Technik hatte von Anfang an eine führende Stellung in der Welt erlangt. Trotz einer überaus scharfen ausländischen Konkurrenz vor allem in Holland und in den Vereinigten Staaten, ist Deutschland immer noch eines der tonangebenden Länder in der Radio-Industrie geblieben. Auf der diesjährigen Funkausstellung, die am 17. August in Berlin eröffnet wurde, kann jeder Zu- und Ausländer sich von den ungewöhnlichen Fortschritten dieser Industrie unmittelbar überzeugen.

Die nationalsozialistische Bewegung hat seit ihrer Machtübernahme allerhöchsten Wert auf den Ausbau des deutschen Rundfunknetzes gelegt und sich des Rundfunks als eines der stärksten und wirkungsvollsten Werbemittel vom ersten Tage an bedient. Ein wichtiger Schritt vorwärts in dieser Hinsicht wurde die Einführung des Volksempfängers R G 301. Der ungewöhnliche Erfolg der Verbreitung dieses billigen und zuverlässigen Gerätes hat die Wirtschaftspolitik der Regierung Recht gegeben. Es ist mit Hilfe der starken Förderung der Regierung der deutschen Radio-Industrie gelungen, im Rundfunkjahr 1933/34 eine Million neue Rundfunkteilnehmer hinzuzubringen. Im Rundfunkjahr 1932/33 wurden rund 1 Million Empfangsgeräte verkauft. Im eben abgelaufenen Rundfunkjahr 1933/34 konnte dagegen der Absatz auf 1,6 Millionen Apparate gesteigert werden, von denen allein 0,6 Millionen Stück auf den Volksempfänger

ger entfallen. Hatte man also zuerst gefürchtet, daß der Volksempfänger auf Kosten teurerer Apparate vorwärtsdrängen würde, so hat diese Statistik die entgegengelegte Auffassung gerechtfertigt. Der Volksempfänger hat sich als ein großes wirtschaftliches Geschäft erwiesen. Die diesjährige neue Rundfunkausstellung bringt eine Reihe ausgezeichneter Verbesserungen, die den Absatz des Volksempfängers noch weiter steigern werden.

Wie der deutsche Rundfunkmarkt nun bereits überfüllt oder noch nicht? Auf 1000 Einwohner entfallen in den Vereinigten Staaten und in Dänemark 154, in England 137, in Schweden 113, in Australien 84, in Deutschland 81, in Holland 80, in der Schweiz 78 und in Österreich 72 Rundfunkteilnehmer. Insgesamt gibt es in der Welt 43 Millionen gemeldete Rundfunkteilnehmer. In welcher außerordentlichem Maße die Teilnehmerzahl noch steigungsfähig ist, beweist das Beispiel Englands und Deutschlands. Die Rundfunkdichte in Großbritannien stieg von 94 im Jahre 1932 auf 137 im Jahre 1933/34. Die deutsche Steigerung im vergangenen Jahr betrug 20 Proz. Man glaubt, daß erst eine gewisse Sättigung beim Stande der Vereinigten Staaten und Dänemark eintreten wird. Deutschland könnte also die Zahl seiner Rundfunkhörer noch um fast das Doppelte steigern. Langsam aber stetig wird auf dieses Ziel hingearbeitet. Die restliche Erzeugung jedes Deutschen durch den Rundfunk ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern hauptsächlich auch eine nationalpolitische Aufgabe.

Die deutsche Radio-Industrie stand aber auch immer in der Gefahr, mit an erster Stelle. In Millionen Reichsmark ausgedrückt verhielten sich die Ausfuhrer der vier weitläufigsten Radioländer folgendermaßen: Holland 67,2, USA 54,8, Deutschland 29,4 und Großbritannien 17,5. Das kleine Holland und also im



Zwischenfall nach dem Theater

ROMAN VON HANS SCHWEIKART (OLE STEFANI)

Copyright 1934 by Knorr & Hirth G. m. b. H., München

2) (Nachdruck verboten.)

Klaus steht sich beifügt um. „Gehen wir nicht essen, Onkel Willi?“

Der Direktor würdigt ihn keiner Antwort. „Also Doktor?“

Der Rechtsanwalt verbeugt sich zustimmend, der Junge hält eingeschüchtert den Mund. Der Alte gibt dem Chauffeur eine kurze Anweisung, dann sitzen sie wieder still und steif im Wagen.

Noch einmal steht der Anwalt flüchtig zur Seite.

Die Stimme des Direktors war ruhig und beherrscht gewesen. Er drückt sich in seine Ecke, aber der Anwalt spürt deutlich: der Mann neben ihm zittert am ganzen Körper.

In einer dunklen Nebenstraße, nicht weit hinter dem Theater, steht ein plattförmiger Busch. Er lehnt sich an ein Haus. Er muß ihm schaden, denn er ist schwarz gerannt. Dabei zwinkern seine Augen unablässig und sein magerer Körper schüttelt sich vor unterdrücktem Lachen.

Das also war das, was ich vorhin das Kontroll-Experiment des Verbrechers nannte. Der Kerl wollte eben ganz sicher gehen. Das Resultat war so, wie er es brauchte. Und nun ging er richtig los!

Der Anwalt sah hinter seinem Schreibtisch und der Direktor Willi Jürgenjen vor ihm in einem Sessel. Er lehnte sich zurück, sein Gesicht lag im Schatten. Das Licht, seine Augen waren in letzter Zeit sehr empfindlich geworden.

Das Licht der Schreibtischlampe fiel auf die Papiere, die der Anwalt vor sich ausgebreitet hatte. Von der Straße her, durch das offene Fenster, kam manchmal das Surren eines vorbeifahrenden Autos. Und einmal summte ein tiefer Ton vom Turm einer benachbarten Kirche her. Das war, als die beiden Herren schon eine halbe Stunde beieinander gesessen hatten.

Ich kenne das Speichzimmer des Rechtsanwalts Banner sehr gut. Schon sein Vater hatte hier gearbeitet, und die Einrichtung trug noch deutlich den Stempel eines vergangenen Zeitalters: allerlei Schnitzerei und Drechselerei an den Wänden, ein Überfluß von schweren Teppichen und ein bißchen zuviel Samt und Bronze. Die

der junge Banner das nun aus Sparbarkeit so belassen hatte oder aus Pietät gegen seinen verstorbenen Vater oder aus Rücksicht auf die paar alten Klienten, die er von ihm übernommen hatte — jedenfalls paßte der Direktor Jürgenjen zum Beispiel besser in diesen Raum als der Anwalt selbst mit seinem glattrasierten Intellektuellengesicht und dem Autoschlüssel an der Uhrkette.

Er las aus den Papieren vor — mit seiner freundlichen und beherrschten Stimme und mit kleinen, taktvollen Bewegungen nach dem Direktor hin.

Der Unterbrecher machte mit einer knappen Frage: — wie hoch ist die Gesamtsumme für die Sendungen an das evangelische Waisenhaus seit September 31?

Und Banner suchte in seinen Papieren und antwortete.

Jürgenjen war sehr reich, das wußten wir alle. Der Name gehörte schon immer in die erste Reihe der hiesigen Patrizierhäuser. Natürlich hatten ganze Generationen der Familie Schiffshandel mit Übersee betrieben, aber seit Mitte des vorigen Jahrhunderts — wo ein Jürgenjen Kustos der größten staatlichen Gemäldesammlung Norddeutschlands geworden war — befaßten sie sich mit der bildenden Kunst. Willi Jürgenjens Vater hatte großartige Geschäfte mit alten Niederländern und gotischen Meistern gemacht — und seine beiden Söhne — der verstorbenen Paul und der jetzige Direktor Willi — hatten dem Unternehmen nach dem Kriege einen ebenso großzügigen Kunstverlag angegliedert. Ich habe auf meinen Reisen die Jürgenjen-Drucke bei deutschen und ausländischen Familien in Ostasien und bis nach Australien hinein gefunden.

Deshalb aber hatte Jürgenjen den Bilderhandel nicht aufgegeben. Gleich seinem Vater unternahm er von Zeit zu Zeit Entdeckungsfahrten in flandrische Dörfer und weltliche Bauernkirchen, wühlte wochenlang in alten Dokumenten, kitzelte die Pneus seines Autos auf den unumflüchtigen Bergwegen ab, schmückte auf den Spuren eines längst vergangenen großen Lebens und lebte niemals ohne irgendeinen mehr oder minder aufsehenerregenden Fund wieder. Seit einiger Zeit aber ließ ihn keine Sehnsucht nach und er schickte andere aus: meist Peter Kraus, seinen alten Geschäftsführer, und manchmal gab er ihm auch seinen Neffen Klaus mit auf die Reise.

„Los, Piet — wir gehen herüber!“ schrie Klaus dann begeistert und die Dame — ich rede noch von ihm — grunzte: „Doch!“

Daß der Direktor — wie alle Jürgenjens — Wohltätigkeit übte, war mir bekannt. Wie er aber seine Stiftungen organisierte und wen er ihrer würdig fand, das erfuhr ich erst im Lauf der Begebenheiten durch Banner — und da haben wir einander oft angesehen und die Köpfe geschüttelt.

Ueberhaupt: Willi Jürgenjen. Weiß der Himmel, wie es kam, — aber ich selbst fand nie ein klares Verhältnis zu ihm. Ich liebe saubere und korrekte Menschen, aber er war von einer Korrektheit, die mir auf die Nerven ging. Ich habe nicht gerne mit Leuten zu tun, die nie lachen. Und das Gesicht des Direktors kam mir immer wie eine Maske vor. Möglicherweise, daß die dunkelgrünen Brillengläser mit Schuß daran waren. Wenn wir uns mal in Gesellschaft trafen, ging ich ihm aus dem Wege.

Das war bestimmt unecht von mir — wie ich überhaupt bekennen möchte, daß alle Charakterisierungen, die auf diesen Vätern zu finden sind, keinen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit machen können, sondern meine ganz persönlichen Ansichten ausdrücken. Ich bin ein leidenschaftlicher Mensch, aber meine Sympathien und Antipathien sind für niemanden wertvoll als für mich allein — wie bei allen Menschen. Und wie alle Menschen neige ich leider dazu, den gut zu nennen, der zu mir gut ist.

Und Direktor Jürgenjen — wenn er sich mal herabließ, unseren Klub zu besuchen — legte ausnahmslos Vorschlag gerade auf die Zeitstrahlen, die ich auch gerne lesen wollte. Und das machte mich müde.

Aber ich wiederhole: ich spreche im ganzen Verlauf der Erzählung immer nur von meinen persönlichen Eindrücken. Andere müssen anders urteilen — und daß ich den freundlichen Leser jetzt schon darauf aufmerksam mache, hat seinen guten Grund und ist wieder nichts als eine Feinte von mir, eine captatio benevolentiae; denn am Schluß der Geschichte wird gezeigt werden müssen, wie gründlich ich mich in einigen entscheidenden Ansagenen geirrt habe.

Also: Der Banner, der Rechtsanwalt, sah geduldig in seinem Stuhl und las und las und antwortete. Vor ihm lag der Rechnungsführerbericht über den Fonds „W“, den Unterstufungsstiftung, den Jürgenjen aus eigener Tasche speiste und den Dr. Banner zu verwalten hatte — und nun legte er Quittungen über Auszahlungen vor, Ausweise über Bedürfnisse, Belege für die hundert laufenden Renten, Gesuche um Unterstützung, Dankfassungen und Berichte über Recherchen, die er selbst auf Anordnung des Direktors in engen Vorstadtküchen und in verwinkelten Zimmern hatte machen müssen.

Es war ein sonderbarer Rausch des Alten gewesen: jetzt mitten in der Nacht, außerhalb der gewöhnlichen Zeitenteilung, die er sonst streng beobachtete, den Verwaltungsbereich über das Konto „W“, zu hören — aber

Noch 45 Personen der Röhre-Revolution in Schutzhaft.

Großzügige Durchführung der Gnadenbotschaft des Führers.

× Berlin, 18. August.

Auf Anordnung des Ministerpräsidenten Göring ist in Ausführung des Willens des Führers und Reichskanzlers die Nachprüfung aller Schutzhaftfälle sofort in Angriff genommen worden. Die Untersuchung ist hinsichtlich derjenigen Maßnahmen, die aus Anlaß der Ereignisse des 30. Juni 1934 ergriffen werden mußten, bereits beendet. Es ergibt sich folgendes Bild: Ungefähr der Röhre-Revolution mußten im Interesse der Staatsicherheit insgesamt 1124 Personen vorläufig in Schutzhaft genommen werden. Auf Grund der angefertigten Nachprüfungen sind 1079 Personen in Freiheit gesetzt worden. Es befinden sich also zur Zeit im Zusammenhang mit der Röhre-Revolution nur noch 45 Personen in Schutzhaft, die am schwersten belastet sind und hinsichtlich deren die Ermittlungen noch fortgesetzt werden müssen. Im übrigen ist die Aktion vom 30. Juni 1934 nunmehr abgeschlossen.

Die Nachprüfung der sonstigen Schutzhaftfälle wird fortgesetzt. Noch im Laufe dieses Monats wird eine weitere beträchtliche Zahl von Schutzhaftlingen in Verfolg der Gnadenbotschaft des Führers und Reichskanzlers entlassen werden.

Keine Abkürzung der Abstimmungszeit in kleinen Ortschaften.

DBN Berlin, 18. August.

Der Reichsminister des Innern gibt folgende Anordnung bekannt:

Damit alle auf Reisen befindlichen Stimmscheininhaber die Möglichkeit haben, ihre Stimme auch in kleinen Orten abzugeben, die sie erst im Laufe des Nachmittags des 19. August erreichen, bestimme ich, daß die Abstimmungszeit in keinem Stimmbezirk, auch nicht in den kleinen ländlichen Stimmbezirken, vor 6 Uhr nachmittags endet.

Diese Anordnung gibt der Reichsminister des Innern allen in Betracht kommenden Dienststellen und Abstimmungsvorständen mit dem Hinweis bekannt, daß eine besondere schriftliche Benachrichtigung nicht ergeht.

Verhältnis zu seiner Größe einen erstaunlichen Bruchteil der Weltproduktion. Die deutsche Einfuhr an Radiogeräten betrug 1933 nur 8,1 Mill. RM. Wir haben also selbst im vergangenen Jahr trotz des Rückgangs unserer Ausfuhr von 44,2 Mill. RM. auf 29,4 Mill. RM. immerhin noch einen Exportüberschuß von über 20 Mill. RM. aufzuweisen. Die Vereinigten Staaten und Holland konnten ihre Ausfuhr zum Teil nur auf Kosten des Gewinns noch weiter durchhalten bzw. ein wenig steigern. Mengenmäßig haben die Vereinigten Staaten die Ausfuhr ihrer Empfangsgeräte von 290.000 auf 599.000 steigern können, während der Wert nur von 30 auf 31 Mill. RM. stieg. Schon in diesen Zahlen drückt sich das ungeheure Valutadumping der Vereinigten Staaten aus. Es scheint, daß in den europäischen Staaten gewisse Chancen für die Exportsteigerung vor allen Dingen in Frankreich und in Belgien liegen. Außerdem gehen die überseeischen Länder, vor allen Dingen Argentinien, Ägypten, Kanada etc. immer stärker zum Rundfunkempfang über. Trotz des Gesamtanrückes konnte unsere Industrie ihre Ausfuhr im vergangenen Jahr nach Brasilien, Britisch- und Niederländisch-Indien und China steigern. Die deutsche Gesamtproduktion an allen Radiogeräten dürfte insgesamt im vergangenen Jahr etwa 180 Mill. RM. betragen haben. Das würde eine Steigerung des Umsatzes um 35 bis 40 Proz. bedeuten.

Die deutschen Studentenheime in Wien aufgelöst.

DNB Wien, 18. August.

Die Polizeidirektion hat die sogenannten deutschen Studentenheime in der Gensgasse, in der Burliker Gasse und Porzellangasse behördlich gesperrt und aufgelöst. Die Studentenheime dürfen im Herbst keinerlei Tätigkeit mehr entfalten und keine Studenten mehr beherbergen. Die Verfügung wird damit begründet, daß in diesen Studentenheimen nationalsozialistische Propaganda getrieben worden sei.

Aus Westdeutschland.

Rheinisch-Westfälisches Kriegsblinden-Treffen.

Am 2. September in Essen.

Essen, 18. August.

Am 2. September 1934 findet in Essen ein Rheinisch-Westfälisches Kriegsblinden-Treffen statt. Verbunden mit diesem Treffen wird eine Ausstellung von Kriegsblindenzeugnissen. Es werden 500 Kriegsblinde mit ihren Frauen am 2. September in Essen erwartet. Der Reichskriegsopfer-Führer Kam. Oberlindecker und unser Bundesobmann Amtsgerichtsrat Dr. P. Klein aus Berlin werden an den Veranstaltungen teilnehmen.

Der Sprockhöveler Raubmordprozess.

Essen, 17. August.

Nach der Mittagspause am Freitag kam der Angeklagte Friedrich Bedenbröcker an die Reihe, der ungefähr dieselben Aussagen machte wie der Angeklagte Schwabe. Der dritte Angeklagte, Erich Widel, will nicht gewagt haben, um was es sich handelte, als er sich am Nachmittag vor der Tat mit Schwabe und Bedenbröcker an einer Mühle in Niederprockhövel traf. Widel will auch dann noch nichts gemerkt haben, als die beiden anderen Angeklagten, die am Brande in der Nähe der Gastwirtschaft lagen, ihn in die Wirtschaft schickten, um Zigaretten zu holen. Allerdings gibt er zu, daß Schwabe ihn bei seiner Rückkehr gefragt habe: „Wer ist noch alles in der Wirtschaft?“ Widel habe darauf geantwortet, es sei eine Veranlassung da zu sein. In Wirklichkeit wurde ein Tanzkurs abgehalten. Die Aussagen der Angeklagten gehen nur in soweit auseinander, als jeder von sich behauptet, daß er an der eigentlichen Fesselung und Ankelung, die bekanntlich den Tod des 69-jährigen Mannes herbeigeführt hatten, nicht beteiligt gewesen sei. Jeder behauptet, als er für einen Augenblick sich umgedreht habe, um entweder nach der Tür oder vorhandenen Zigarettenvorräten zu sehen, sei die Ankelung und Fesselung bereits vollzogen gewesen. Schwabe nur behauptet, daß er mit Widel zusammen dem Niesland das Licht aus dem Mund und Hals gebunden habe und daß er, wie Widel, beide an einem Zipfel das Licht festgeknüpft hätten, während Bedenbröcker dem Niesland die Schultern festgehalten habe. Die Verhandlung wurde auf Samstag, 9 Uhr, vertagt.

Von einer Kuh zu Tode geschleift.

Dinslaken, 18. August.

Der 11-jährige Sohn eines Gärtners in Emmelsum kam auf tragische Weise zu Tode. Der Junge war mit der Kuh zum Hüten hinausgegangen und hatte sich die Leine um den Arm gewickelt. Durch irgendeinen Unfall mußte das Tier scheu geworden und davon gerast sein, ohne daß es dem Jungen möglich war, sich rechtzeitig loszumachen. Er wurde über die Erde geschleift und außerdem vom dem Tier mit den Hufen bearbeitet. Schließlich nahm die Kuh den Weg nach ihrem Stall, und hier erst merkten die entsetzten Eltern den furchtbaren Vorfall. Als sie den Jungen befreit hatten, war der Tod bereits eingetreten.

Brand im Krefelder Großmarkt.

Krefeld, 18. August.

Am Freitag morgen gegen 3.30 Uhr entstand aus bisher noch ungeklärten Gründen in der Krefelder Großmarkthalle ein Brand, der sehr rasch größeren Umfang annahm. Ein Schuppen mit 10 000 neuen Lagerkästen sowie 150 Ztr. Honig, die dort lagerten, fielen dem Brand zum Opfer. Der Verlust ist durch Versicherung gedeckt und beläuft sich auf etwa 200 000 Mark. Der herbeigerufenen Feuerwehr gelang es, ein Weitergreifen des Feuers auf den benachbarten Lageraum zu verhindern.

Der Kölner Mörder gesteht.

Köln, 18. August.

Der grauenhafte Mord an der Witwe Haag in Föhlingen in den Nachmittagsstunden des 12. August ist jetzt aufgeklärt worden. Der wegen Mordverdachts seit mehreren Tagen in Haft befindliche 19 Jahre alte Josef Schiefer hat gestern mittag ein umfassendes Geständnis abgelegt, das die bisherigen Ermittlungen der Kölner Kriminalpolizei voll und ganz bestätigte. Trotzdem Schiefer durch die Ermittlungen bereits als überführt galt, hat er bisher hartnäckig geleugnet und immer wieder seine Unschuld beteuert. Nach mehrstündiger Vernehmung bequeme er sich endlich zu dem Geständnis des Einbruchs in die Wohnung und gab auch zu, die Wohnungsinhaberin erwürgt zu haben. Schiefer, der große Neugier zeigte und die Tat in aller Ausführlichkeit schilderte, ist an dem fraglichen Sonntag mittag in Abwesenheit seiner Mutter mit dem Schlüssel zum Schlüssel seiner Wohnung in das Schlafzimmer der Witwe Haag eingedrungen. Als er wider Erwarten die Frau zu Hause vorfand, drückte er sie auf das Bett, würgte sie mit der einen Hand am Hals und nahm mit der anderen eine Geldbörse mit Inhalt fort. Als die Weberin sich zur Wehr setzte und um Hilfe schrie, drückte Schiefer ihr mit beiden Händen den Hals so fest zu, daß sie erstickte. Er schloß dann die Ermordete in ihrem Zimmer ein, schloß auch die Haustür von innen ab und entkam durch das geöffnete Fenster der Küche. Schiefer gab noch weiter zu, daß er mit Hilfe des gleichen Schlüsselstücks bereits mehrfach in die Wohnung der Ermordeten eingedrungen war und dort Geldbeträge geraubt hatte.

Tagung der Görres-Gesellschaft in Trier.

Trier, 18. August.

In den Tagen vom 1. bis 5. September hält die Görres-Gesellschaft, die große katholisch-wissenschaftliche Vereinigung, in Trier ihre 48. Generalversammlung ab. In der Vortragsfolge ist ein überaus reichhaltiges Programm für die Referate in den einzelnen Sektionen des Vereins zusammengestellt.

Die Tagung wird eröffnet mit einem Pontifikalamt im Dom zu Trier und vorbereitenden Sitzungen. Am Montag beginnen im Priesterseminar die allgemeinen Vorträge und die Sektionsführungen, die am Dienstag fortgesetzt werden. Am Mittwoch beschließt eine Fahrt zur Abtei Echternach (Luxemburg) die Tagung. Aus den

Vorträgen ragen hervor im allgemeinen Teil die von Professor Steinbach-Bonn über „Das Volk im westdeutschen Grenzland“, von Dr. Peter Dörfler über „Dichtung als Volksgeschichte“ und von Bischof Dr. Hubert von der Velden über „Den Anteil der Deutschen am Geistesleben Roms“. In der Philosophischen Sektion spricht u. a. Professor H. v. der Velden über „Den Weltanschauungsbegriff“, während Professor Lenz-Trier die Persönlichkeit des deutschen Kardinals Nikolaus von Cues in ihrer Beziehung zur damaligen und heutigen Geisteswelt untersucht wird. Die Historische Sektion bringt einen Vortrag von Professor Kunz-Freiburg über „Unsere Beschäftigung mit dem Mittelalter“, die er nach ihren aktuellen Aufgaben hin aufzeigt wird.

Überaus reichlich ist das Vortragsprogramm der Sektion für Altertumskunde, die sieben Themata, meist aus dem Trierer Land, gewählt hat.

Vor der Kunstwissenschaftlichen Sektion spricht Prof. Fuchs-Badern über „Das Problem der Externistik“ und in der Literaturwissenschaftlichen Sektion Professor Koch-Breslau über „Das Problem 'Meister Eckhart'“. — Die Tagung wird eine ganze Reihe be-

Die Frühkartoffelversorgung

als Beispiel nationalsozialistischer Wirtschaftsführung.

Von Landesbauernführer Frhr. von Elz-Rübenach.

Landesbauernführer der Landesbauernschaft Rheinland.

In den letzten Monaten haben eine Reihe von wirtschaftlichen Maßnahmen, die unter der jederzeit drohenden Wirtschaftskrise des Auslandes durchgeführt werden mußten, in weitesten Kreisen Mißverständnisse und Beunruhigung hervorgerufen. Vor allem war dies in letzter Zeit mit der Kartoffelversorgung der Fall. Als alter Nationalsozialist möchte ich deshalb den Volksgenossen in der Stadt die Zusammenhänge erklären, da ohne nationalsozialistische Wirtschaftsführung hier ein viel größeres Unheil eingetreten wäre.

Das Jahr 1934 war für die Kartoffelversorgung ungewöhnlich durch eine Reihe von unglücklichen und nicht im voraus zu überlebenden Umständen. Es sind dies folgende:

Die Vorräte an Winterkartoffeln, sonst weit in den Sommer reichend, gingen bereits im Mai zur Neige. Die Frühkartoffeln, in sonstigen Jahren erst Mitte Juni geerntet und dann zunächst als ausgesprochene Luxusartikelfrüchte vertrieben, erschienen bereits Ende Mai am Markt und wurden deswegen schon im Juni als Versorgungsartikelfrüchte für breite Volkskreise hinzugezogen. In ganz Deutschland werden normalerweise 43 Millionen Tonnen Kartoffeln geerntet. Davon sind etwa 3 Millionen Frühkartoffeln.

Durch Witterungsstände und außergewöhnliche Trockenheit waren in Rheinland und Westfalen kaum 50 Prozent der vorjährigen Ernte geerntet. In Mitteldeutschland lag der Ertrag stellenweise noch niedriger.

Durch die ausgesprochenen Schleuderpreise des Vorjahres war auch der Anbau von Frühkartoffeln verringert worden.

Zusätzliche Einfuhr ausländischer Frühkartoffeln mußte im Interesse der Devisenbewirtschaftung starkstens beschränkt werden.

Regenfälle Ende Juni und die Getreideernte hinderten das Auswachen der Kartoffeln, so daß stellenweise außergewöhnliche Verknappung der Marktvorräte eintrat.

Wie hätte sich dies nun in der bisherigen kapitalistischen Wirtschaft nach dem Prinzip von Angebot und Nachfrage entwickelt? Zweifellos in ein Unheil, das gleichzeitig Bauer, Handel und Verbraucher getroffen hätte. Denn nach bekanntem Muster früherer Jahre hätten zunächst die Bauern in den ersten Wochen die gesamte Produktion auf den Markt geworfen, um mit einer möglichst großen Menge an dem Höchstpreis beteiligt zu sein. Innerhalb 14 Tagen wäre der bekannte Preissturz eingetreten, der zur Verkleinerung größter volkswirtschaftlicher Werte und schließlich zur Ruinierung der Betriebe geführt hätte. Der Verbraucher wäre mit schlechten, nicht ausgewaschenen Kartoffeln bedient worden; die bald eintretende Verknappung der Vorräte hätte den wirtschaftlich und kapitalmäßig Starben die Möglichkeit gegeben, den Rest an Kartoffeln zu hohen Preisen an sich zu reißen und den Verbraucher auszunutzen. Mitte Juli hätten wir mit der Erschöpfung des gesamten Vorrates rechnen müssen. Was ist demgegenüber geschehen?

Die große Saarland-Treuekundgebung.

150 000 Räufer nehmen teil.

Deutschlands Turner und Sportler warten in der Woche vom 20.-26. August mit einer Riesentafel auf, wie sie bisher in der Welt einzigartig dasteht. 120 bis 150 000 Räufer überbrücken dem Führer, den Brüdern und Schwestern des Saargebietes, die in diesen Tagen am Deutschen Eck bei Koblenz zu einer großen Saartreuekundgebung versammelt sind, das Treuegeländnis des nationalsozialistischen Deutschlands!

Die Saartreuestaffel, deren Organisation in Händen der Deutschen Turnerschaft liegt, hat in zwei anderen großen Staffelläufen, die von der Deutschen Turnerschaft durchgeführt wurden, bereits Vorläufer. Der erste große Staffellauf fand im Jahre 1913 anlässlich der Weiche des Völkerschicksals und der 100-Jahr-Feier der Freiheitskriege in Leipzig statt. 35 000 Turner eilten in insgesamt über 7000 km auf 9 Haupt- und 23 Nebenspitzen. Die zweite Staffel nannte sich Hermannslauf und führte in der Zeit vom 13.-16. August 1925 kernförmig zum Hermannsdenkmal bei Detmold. 137 000 Turner und Turnerinnen aus 6260 Turnvereinen waren daran beteiligt.

Die Saartreuestaffel übertrifft ihre beiden Vorgängerinnen an Länge und Teilnehmerzahl ganz erheblich. Sie setzt sich zusammen aus 10 Haupt- und 73 Nebenspitzen in einer Gesamtlänge von 17 068 km. Die Zahl der Räufer, die von sämtlichen deutschen Turn- und Sportverbänden gestellt werden, beläuft sich auf rund 150 000. Der Beginn der meisten Räufe ist mit einer besonderen Feier verbunden, die meist an einem geschichtlichen Ort stattfindet, wo z. B. in Oberalfeld am Haus des Führers, Friedrichshagen an der Zepelin-Halle, Schöna am Schlagerdenkmal, Helgoland am Haus von Hoffmann von Fallersleben, dem Dichter des Deutschland-Liedes, und von Orten der deutschen Grenze, von Saarbrücken, von der holländischen, der dänischen und der ostpreussischen Grenze und aus Oberpfälzen.

deutender Wissenschaftler aus allen Lehrgebieten in Trier mehrere Tage lang vereinen.

.. Köln, 18. Aug. Ideenwettbewerb zur Rheinischen Gartenbau-Ausstellung. Auch in diesem Jahr ist vom 22. bis 30. September in sämtlichen Hallen des Staatshauses und eines Teiles des angrenzenden Freigeländes die Große Rheinische Gartenbau-Ausstellung. Die Landesbauernschaft Rheinland hatte in Gemeinschaft mit der Kölner Messe- und Ausstellungs-Gesellschaft für die Gesamtgestaltung einen Ideenwettbewerb ausgeschrieben. Den ersten Preis erhielt Gartenarchitekt W. Meusel, Köln-Marienburg. Der zweite Preis wurde nicht vergeben. Seinen Anlauf erhielten Gartenarchitekt Bernh. Dannenberg, Köln, mit Otto Hirsch als Mitarbeiter und Gartenarchitekt Viktor Calles, Köln. Dem ersten Preisträger wurde zugleich die künstlerische Betreuung der Ausstellung übertragen.

DNB, Frankfurt/M., 18. Aug. Rangierabteilung fährt gegen Stellwerk. Mittwochs gegen 9 Uhr überfuhr am hiesigen Hauptbahnhof eine Rangierabteilung einen Prellbock. Die Lokomotive rannte dabei gegen das Stellwerk, das durch den heftigen Anprall einwirkte. Die im ersten Stock des Wertes beschäftigten Stellwerkbefestigten, der 38-jährige Philipp Goebel und der 32-jährige Gottlieb Dehler wurden in die Tiefe gerissen, unter dem Mauerwerk begraben und schwer verletzt.

Der Sport am Sonntag.

Die Fußballspiele sind zu Ende. Am Samstag und Sonntag haben schon zahlreiche Spiele. Auf ihrer Norddeutschlandreise spielt die SGgg fürth am Samstag gegen den Hamburger SV. Sonntag ist Victoria Hamburg ihr Gegner. Schon am Samstag treffen sich Stettin und Leipzig Fußballer zu einer Städtebegegnung. Der Westen meldet sich mit mehreren interessanten Gesellschaftsspielen. Der Kampf VfL Benrath - Dresdner SC wird wohl einen großen Publikums-erfolg bringen. Der Bonner FC hat in der ungarischen Mannschaft von Szeged Budapest eine spielerisch tüchtige Elf verpflichtet. Preußen Krefeld spielt in Holland gegen den PSV Eindhoven, während der VfR Mannheim in Paris auf die Berufsleute, elf von Red Star trifft.

Im Tennis bestreitet Deutschland das erste Ausscheidungs-Spiel für den Davis-Pokalwettbewerb des kommenden Jahres gegen Rumänien auf den Berliner Rotenweißen-Plätzen. Geplant ist man auf den Sieger des D-Länderturniers in Bad Nauheim, wie auch das Ende der polnischen Meisterschaften mit deutscher Beteiligung in Warschau mit Interesse abgewartet wird.

Der 14. Länderkampf Deutschland - Schweiz drückt den Leichtathletik-Gesellschaften des Sonntags seinen Stempel auf. Stuttgart ist der Austragungsort der Begegnung. Die Schweiz war das erste Land, das nach Beendigung des Weltkrieges uns wieder die Hand zum friedlichen sportlichen Wettbewerb reichte. Die deutsche Vertretung küßt sich, um das Übergewicht unserer Kämpfer nicht zu groß werden zu lassen, hauptsächlich auf süddeutsche Kämpfer. Von den Teilnehmern aus dem Reich nennen wir Böckmeyer, den Leipziger Speerwerfer Weimann und unsern Weltrekordler Gernert. — Die japanische Frauenstaffel kämpft in Warschau gegen eine polnische Vertretung. Die Frauenstaffeln von Frankreich und Italien stehen sich in Orleans gegenüber.

Das turnerische Ereignis im deutschen Westen ist das Harzort-Bergfest in Wetter an der Ruhr. Seit vielen Jahren gibt sich bei dieser Gelegenheit eine weltweite Klasse ein Stelldichein.

Die Europameisterschaften der Schwimmer bringen den Schluss der Kämpfe. Am Samstag fallen die Entscheidungen im Damen-Turnspringen sowie Herren-Rudenschwimmen über 100 m und in der 4x100-m-Damenstaffel. Weitere Wasserballspiele gehen nebenher. Der Sonntag bringt wieder wichtige Entscheidungskämpfe im Herren-Turnspringen, Herren-Rudenschwimmen über 200 m, Damen-Freitill über 200 m, Herren-Freitill über 1500 m. Der Sonntag bringt außerdem entscheidende Begegnungen im Wasserball.

Elf wichtige Konkurrenzen werden bei den Europameisterschaften des Kanusports in Kopenhagen entschieden. Deutschland ist in Dänemark bei jedem Rennen durch ein Boot vertreten.

Nach einer dritten Europameisterschaft entscheidet sich am Wochenende. Die Boxsportfreunde werden bei ihren Tisps für den Ausgang des Europameisterschaftsturniers der Bantamgewichtsklasse zwischen Petii Biquet und Langgilli (Spanien) dem Belgier die größten Chancen geben.

Galopprennen finden in Frankfurt, Hork, Elmshor, Karlsruhe, Breslau und Königsberg statt.

Alle Sportveranstaltungen müssen zeitlich so gelegt sein, daß jeder deutsche Sportmann, jedes deutsche Sportmännchen der Wahlpflicht genügen kann.

Die neue Bezirksklassen-Einteilung in Westfalen.

Es wird in sechs Gruppen gespielt.

Aus zuverlässiger Quelle haben wir die neue Einteilung in der Bezirksklasse erfahren. Der Gau Westfalen ist also, wie wir es bereits in der Mittwoch-Ausgabe angekündigt, in sechs Gruppen aufgeteilt. In diesen Abteilungen wird es in der kommenden Meisterschaftssaison zu völlig neuen Paarungen kommen.

Die Gruppeneinteilung:

Gruppe 1:

Almannia Dortmund, Borussia Dortmund, Sportfreunde Dortmund, Arminia Marten, Bödinghausen, Turn- u. VB. Mengede, VB. Brambauer, Castrup 02, Turn- u. VB. Hagen, Union Halpe, VB. Wetter, Schwarzgelb Unna, SC. Unna.

Gruppe 2:

Tus. Bochum, Westfalia Bochum, Preußen Bochum, M. B. Linden, SC. Dahlhausen, Bochum-Berne, FC. Witten 92, SC. Witten 09, VB. Gerthe, Tus. Wille, Sportring Geselesberg, FC. Schwelm.

Gruppe 3:

Union Gelsenkirchen, VfL Gelsenkirchen, Rotthausen 12, Hork-Elmshor, Gelsenkirchen 07, Schwarzgelb Gladbach, Erle 08, SC. Haffel, Olympia Bocholt, TB Eidel, VB. Bortrop, SVgg. Rödinghausen.

Gruppe 4:

Sus Gesele, Teutonia Pippstadt, PSV Hamm, HSV, Westfalia Bielefeld, Westfalia Bielefeld, Arminia Bielefeld, VB. Bielefeld, Union Herford, SC. Herford, Bielefeld 06-07, VfL Salzuflen.

Gruppe 5:

SS Reddinghausen, Schwarzweiß Medinghausen, SS Ahlen, Westfalia Ahlen, Spvgg. Bedum, Bodum-Södel, SC. Münster 08, SC. Greden 09, FC. Gronau, Wormarts Gronau, Rheine 09, Borussia Rheine.

Gruppe 6:

SV Altenfeelsbach, BC. Siegen, Sportfreunde Siegen, VfB Weidenau, SV. Alfeld, SV. Dipe, SVgg. Wittenberg, Jahn Werbold, SpB. Hemer 08, Arnsberg 08.

Edith Frisch f.

Freiburg, 17. August.

Die Schwarzwaldbühnenfahrt, die zum ersten Male als Auftakt zum Großen Bergpreis von Deutschland mit Start und Ziel in Freiburg durchgeführt wurde, hat leider ein Todesopfer gefordert. Edith Frisch-Berlin, eine unserer erfolgreichsten Renn- und Juwelantageläuferinnen, verunglückte in der Nähe von Försbach beim Training für die Schwarzwaldbühnenfahrt mit ihrem Delmagen so schwer, daß sie bald darauf ihren Verletzungen erlag. Edith Frisch gewann bei der letzten bedeutenden Internationalen Alpenfahrt als Einzelstrecke den Gletscherpal.

Ein weiterer tödlicher Unfall trug sich in Gintterstal in der Nähe der Rhodung zu. Der Rennfahrer Nordem-Bogen, der sich mit seinem Alfa Romeo Sportwagen auf der Anfahrst zum Training für den Großen Bergpreis befand, drehte, um einen Zusammenstoß mit einer entgegenkommenden Limousine zu vermeiden, so stark, daß sich der Wagen dreimal überschlug. Nordem wurde hierbei getötet.

Denkt an Kneipp und trinkt Kathreiner. Den Kneipp-Maktkaffee!

Wochenblatt

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Bischof Bruno von Olmütz

Ein vergessener Pionier des Deutschtums im Osten

In der Reihe jener Männer, die sich um die Missionierung und Gewinnung der ostelbischen Länder verdient gemacht haben, ist Bischof Bruno nicht der erste Träger dieses Namens gewesen. Vielleicht noch bedeutender als Bischof Bruno war jener Bruno von Querfurt, der als erster deutscher Missionar den kühnen Versuch machte, den heidnischen Preußen das Christentum zu predigen und dort den Märtyrertod fand; man hat ihn mit Recht den Bonifatius des Ostens genannt. Wie es scheint, ist das Vorbild dieses Mannes auf den Bischof von Olmütz nicht ohne Einwirkung geblieben; denn der deutsche Ritterorden in Preußen hat von seiner Seite die eifrigste Förderung erfahren. Das mag noch einen besonderen Grund darin haben, daß er in Bruno von Querfurt einen Vorfahren verehrte. War doch des Bischofs Mutter Adelheid von Querfurt.

Das Stammschloß des Hauses, dem Bruno angehörte, die Schaumburg oder Schaumburg liegt im Weichsel bei Kinteln auf einem Vorsprung des Süntel. Es ist die Stammburg des fürstlichen Hauses Schaumburg-Lippe. Der spätere König und Kaiser Lothar hat noch als Herzog von Sachsen im Jahre 1110 den Grafen Adolf I., den ältesten der unmittelbaren Vorfahren Brunos, mit der Grafschaft über Holstein und Stormarn belehnt und ihm damit einen wichtigen Grenzposten übertragen, den Adolf auf seine Nachkommen vererbte. Auch die von dem Slavenapostel Witzlin (aus der Paderborner Domschule) geleitete Mission in Wagrien, unterstellte Lothar dem Schutze der Schaumburger Grafen. Im Kampf gegen die Abotriten fand Adolf II. 1164 den Tod. Ihm folgte in der Regierung Adolf III., der Vater Brunos. Er sagte sich von seinem sächsischen Lehnsherrn Heinrich dem Löwen los und trat auf die Seite Friedrich Rotbars. Seinen kirchlichen Sinn, den er durch zwei Fahrten nach dem heiligen Lande und durch Teilnahme an der Gründung des Deutschen Ritterordens bewies, vererbte er auch auf seine Söhne. Von ihnen vererbte Adolf VI. schon 1239 auf die Herrschaft, um König zu werden, während Bruno sich gleich dem geistlichen Stande widmete. Seine besondere Vorliebe für den Osten hat Adolf dadurch bekundet, daß er als Mönch an einer Fahrt in die damals neu gewonnenen baltischen Lande teilnahm.

Bruno, etwa 1205 geboren, begann seine geistliche Laufbahn als Domherr in Magdeburg (1229), wurde Dompropst in Lübeck und ebenso in Hamburg, Stellen, die er zum Teil gleichzeitig verwaltete. Daneben blieb er der führende Berater seines Hauses. So vielseitig im geistlichen und weltlichen Geschäft tätig, erwarb er sich die Kenntnisse und die Befähigung für sein bischöfliches Amt in Olmütz, das durch die überragende Tüchtigkeit dieses sächsisch-westfälischen Grafensohnes in schwerer, entscheidungsvoller, kirchlich und politisch bewegter Zeit aus Tiefstand und Verfall emporgehoben wurde, zum Muster und Vorbild für viele, nicht nur in Mähren und Böhmen, sondern auch im damals noch lange Jahre kaiserlosen und führerlosen Deutschen Reiche.

Auf daß er diese schwierige Aufgabe so glänzend löste unter einem slawischen Herrscherhause und doch ganz mit deutschen Leuten, meist aus seiner engeren Heimat, indem er alte deutsche Rechtsbräuche und ebenso altbewährte kirchliche Einrichtungen wieder ins Leben rief: das ist besonders bemerkenswert.

Bis zum Jahre 1245 verhielt sich Bruno im Streite zwischen Papst und Kaiser nach Möglichkeit neutral. Er wahrte also insofern die Ueberlieferung seines Hauses, als er nicht auf die weltliche Seite übertrat.

Im Bistum Olmütz herrschten damals schlimme Zustände. Um das Recht auf den bischöflichen Stuhl tritten zwei Bewerber. Der eine stützte seine Ansprüche auf die Wahl des Domkapitels, der andere auf die Ernennung durch König Wenzel. Als der Streit das Bistum wirtschaftlich und religiös dem Untergang nahe brachte, griff Papst Innozenz IV. ein; er ernannte 1245 auf dem Konzil von Lyon den ihm persönlich bekannten Bruno von Schaumburg zum Bischof von Olmütz. Abgesehen gehörte auch Olmütz zur deutschen Kirche; es unterstand dem Erzbischof von Mainz. Der von Wenzel ernannte Bewerber kam aus dem Domkapitel zu Hildesheim, der vom Olmützer Kapitel erwählte aus diesem selbst. Damals also „wurde“, wie 1263 ein Olmützer Chronist sagt, „der ehrwürdige Vater Bruno von Schaumburg, von sächsischem Stamme, hoher Herkunft und kühnem Namen, in seiner ausgezeichneten Tüchtigkeit auch fernem Völkern bekannt“ vom Papste mit der bischöflichen Würde betraut. Die Parteistellung war damit für Bruno von selbst gegeben; er mußte sich auf die Seite des Papstes stellen. Am 19. September 1245 teilte der Papst dem Böhmenkönig die Beförderung Brunos mit. Aber die Domherren in Olmütz vollzogen die Wahl erst im folgenden Jahr. Die Bischofsweihe erteilte 1247 der Mainzer Erzbischof. Der Papst hatte Bruno schon am 3. Oktober 1245 gestarbt (also noch vor der Wahl und Weihe), die Zeichen der bischöflichen Würde, Mitra, Ring und Stab zu tragen. Gleichwohl galt es, noch mancherlei ernste Schwierigkeiten zu überwinden. Als Bruno, der zunächst in der Heimat verweilt hatte, im Frühjahr 1246 nach Olmütz reiste, verwehrten ihm seine Gegner den Eintritt in die Diözese. Dafür wurde das Land, zumal auch der König mit seiner Anerkennung

zögerte, mit dem Interdikt bestraft. Aber der junge Kirchenfürst stand nicht untätig vor den verschlossenen Türen des ihm zugewiesenen Amtsgebietes. Mit der ihm eigenen Weitsicht und Gewandtheit erlangte er einen Weg, der ihn trotz allem an die Träger des geistlichen Lebens seines Bistums, an den Klerus, heranführen mußte: er erhielt vom Papst die Erlaubnis, die Geistlichkeit an dem Orte seines Aufenthaltes zu versammeln. Damit war der Widerstand gebrochen, und Bruno konnte Ende 1246 in sein Bistum einziehen.

Ein doppeltes Ziel hat der neue Oberhirt alsbald zu verwirklichen gesucht, nämlich Disziplin im kirchlichen Leben und wirtschaftliche Unabhängigkeit des Bischofs und des bischöflichen Amtes. Zucht und Einte hatten im Streite der Parteien um den Bischofsstift besonders unter der Geistlichkeit des Landes stark gelitten. Bruno suchte sogleich durch Beispiel und Gebot die bischöfliche Verwaltung wieder zum belebenden Mittelpunkt der Diözese zu erheben. Er richtete die verfallenen Archidiaconate wieder ein, die in ständiger Fäulnis mit

frühes Leben, modernen Geist atmet seine Redensart. Er läßt die Parteien Vergleiche schließen vor dem eigentlichen Rechtsgang, verwendet die Lokalbefähigung und fällt, wenn er selbst den Vorsitz führt, immer Klugheit, Weitblick und Sachkunde verratende Urteile.

Um sein Bistum wirtschaftlich zu heben, hat der Schaumburger Grafensohn das Recht der Magdeburger Kirchenbasallen nach Olmütz übertragen. Wie er denn seine gegen das Domstift des sächsischen Heimatlandes gehegte Pietät auch dadurch zum Ausdruck brachte, daß er die von ihm selbst 1260 erbaute Stiftskirche in Kremser St. Marien als Patron unterstellte. Bischof Bruno übernahm aber jene Rechtsansprüche des Magdeburger Erzbischofs nicht in der dort geltenden Form, wonach die einstigen Dienstmannen als freie Vasallen lebten, sondern er führte sie auf die ursprüngliche strengere Gestalt zurück, indem er den Pflichtenkreis seiner Leute schärfer abgrenzte und sie wieder zu Beamten machte.

Die besten und die meisten dieser Lebensmänner waren Deutsche, Landsleute Brunos. Sie wurden zugleich die Führer in der weit ausgreifenden Kolonisationsarbeit des Bischofs. Einer der ersten von ihnen ist der Truchseß Herbold von Füllstein oder Füllenstein. Er erscheint noch 1244 in der Heimat unter den Leuten des schaumburgischen Grafenhauses. Bald nachher finden wir ihn in Mähren an der Seite seines bischöflichen Herrn. Herbolds Heimat ist Füllne (Vulme oder Völme, auch Vulmstein genannt) nicht weit von Kinteln an der

Turm (Torne) erwähnenswert, der mehrere Dörfer und Dörtschaften begründete und besiedelte. Abgesehen hat Bruno selbst den Grund gelegt zwar nicht für die Stadt Bransberg in Preußen, wohl aber für die gleichnamige in Mähren, der er Magdeburger Recht gab.

Uebersaus groß sind auch die Verdienste, die sich der Schaumburger um die Machtstellung Böhmens erworb. Nichts wäre natürlich falscher, als daraus eine deutschfeindliche Gesinnung Brunos folgern zu wollen. Im Gegenteil, er hoffte mit Hilfe des Böhmenkönigs, erst Wenzels († 1253) und dann Ottokars, nicht nur die Sache des Deutschtums, sondern auch des Deutschen Reiches stärken zu können. War es doch auch Ottokars höchster Wunsch, die deutsche Königskrone zu erringen. So hat gerade er unter dem Einfluß Brunos nicht nur das Deutschtum in seinem eigenen Lande gefördert, sondern auch den Deutschen Ritterorden in Preußen nach Kräften unterstützt. Zweimal unternahm Ottokar zusammen mit dem Olmützer Bischof einen Kreuzzug dorthin. Wie daher Bruno die Erweiterung und Stärkung der böhmischen Macht begünstigte, den König bei der Erwerbung von Desterreich und Steiermark unterstützte, so genoß er das höchste Vertrauen Ottokars, der ihm 1262 die Verwaltung von Steiermark übertrug. Erst das zunehmende Alter zwang Bruno 1270 zum Rücktritt auf diese Stellung, die er zum Segen des Landes geführt hatte.

Den Kampf Ottokars um die deutsche Königskrone hat Bruno tatkräftig unterstützt. In dem schon erwähnten Bericht von 1273 an den Papst schildert er auch die Zustände im Reiche. Hier stellen, so urteilt er richtig, die Fürsten Eigennutz über Gemeinnutz. Eine Folge dieser „Krankheit“ seien die Doppelwahlen in Deutschland. Seit Jahren hätten die Kurfürsten, einst auf Alfons und Richard, nun auf den „Grafen“ Rudolf ihre Stimmen zerplittert. Die machtvolle, allein für den deutschen Herrscherthron geeignete Persönlichkeit sah der Kirchenfürst in Ottokar.

Als Bruno jedoch die Aussichtslosigkeit dieser Bestrebungen erkannte, suchte er auch Ottokar von seinem Widerstand gegen (den Oktober 1273 zum König gewählten) Rudolf abzubringen. Leider war der ungestüme Ottokar nicht zu überzeugen. Als er 1276 unterlag, führte Bruno gleichwohl die Friedensverhandlungen. Es war nicht die Schuld des Bischofs von Olmütz, der vergebens zur Mäßigung rief, als Ottokar 1278 noch in den Waffen griff und Sieg und Leben verlor.

Wie sehr König Rudolf gleichfalls die Fähigkeiten des bewährten Kirchenfürsten schätzte, ergibt sich daraus, daß er bald nachher Bruno die Verwaltung des nördlichen Mähren übertrug. Ohne Zweifel sah auch Rudolf in ihm den Förderer deutscher Kultur und deutschen Wesens in jenen slawischen Ländern. Andererseits entspricht es der vornehmen, charaktervollen Haltung des Bischofs, seiner selbstbewußten Art, seiner ihm angeborenen Gradwürdigkeit, wenn er gegen Rudolf zurückhaltend war, und es ist ein Beweis seines hohen Anstandes, daß er dem Böhmenkönig und seiner Familie, selbst im Unglück, die Treue wahrte.

Die letzten drei Jahre seines Lebens waren wohl die schwersten, die er mitgemacht. Stand auch sein Bistum in schönster Blüte, so waren doch all seine politischen Pläne und Wünsche in nichts zeronnen, und sie schienen ja in jener Zeit nach dem erhabenen Vorbild des großen Sachsenkaisers, Ottos I., unzertrennlich mit christlich-kirchlichen Idealen verknüpft zu sein. Mit Sorge mochte nun den edlen Bischof auch die Zukunft des Reiches erfüllen, zu dessen Führung ihm der mächtige Ottokar einst als der geeignete erschienen war.

Aber ein ereignisreiches Erlebnis, kurz vor seinem Tode, erwies den Bischof noch einmal auf seine eigentümlichste Aufgabe. Als Bruno auf dem Sterbebette lag, erkrankte auch einer der hartnäckigsten Feinde des Bistums, ein hartgejagter Sünder, Albert von Sternberg. Im Angesicht des Todes erinnerte er sich seiner Sünden und wendete sich an den Bischof. Der Bischof schickte ihm einen Abt. Der geht freilich erst hin, als der sterbende Sternberger ihm sicheres Geleit zugeschworen. Es muß ein arger Gefelle gewesen sein, wenn er selbst in der Schwäche der Krankheit solch schlimme Furcht erregte!

So hat Bruno noch vom Sterbebette aus ein Heilswerk verrichten können. „Aus einer Krankenstube wandert in die andere die Heilsbotschaft von der Erlösung des Sünders“. Es war die letzte Genußstunde, die dem seeleneifrigen Oberhirten das Leben vergönnte, und die trotzreiche Kunde von dem Bussange dieses barmherzigen Sünders mag des Todkranken letzte Stunde verschönt haben. Am 17. Februar 1281 ist der Olmützer Bischof gestorben. Seinen Leichnam besteteten die Domherren zu St. Marien in Kremser für ewigen Ruhe.

„Es gab ihn Sachsen“, sagt ein böhmischer Annalist, „jetzt hält ihn Mähren, ihn, den Vater und Schutzherrn.“

„D. Mähren, klagt ein anderer, nachdem dir in Ottokar das eine Auge genommen wurde, schienst du wenigstens mit dem anderen noch sehen zu können; jetzt aber bist du beider beraubt und liegst in voller Finsternis.“

Bruno war ein Mann, den die Gegner fürchteten und die Freunde liebten, von scharfem Urteil, gerecht und tapfer, er war gelebt und tugendhaft, gastfreundlich, freigebig, sanftmütig und leutselig. Wie nur wenige vermochte er den Pflichten zu genügen, die sein doppeltes Amt im geistlichen und weltlichen Dienst ihm auferlegte. Als Vorkämpfer des Deutschtums verdient er es, nicht vergessen zu werden. Er gehörte zu den größten Männern sächsischen Stammes, die den deutschen Namen im slawischen Osten zu Ehre und Ansehen gebracht haben.

Dr. D. Schmettler.



Die Ebernburg

Bischof und Klerus das religiöse Leben des Bistums überwachen sollten, vor allem berief er wieder die jährlichen Synoden. Häufige persönliche Visitationen erschienen dem pflichterfüllten Bischof besonders geeignet, die Einteiligkeit des Weltklerus zu heben. Er sorgte aber auch dafür, daß die geistlichen Stellen mit hinreichenden Einkünften versehen waren, um standesgemäß leben und ihre Pflichten erfüllen zu können. Niemals hält er sich dabei bei seinen Visitationen oder sonstigen dienstlichen Besuchen in Klöstern oder Pfarreien länger auf, als es unbedingt nötig ist, um den Geistlichen überflüssige Ausgaben zu ersparen. Auch vom Diözesanklerus verlangt er Unterordnung unter die bischöfliche Gewalt. Er duldet nicht, daß Mönche Pfarstellen besetzen, ohne den Bischof zu fragen. In einem berühmten gewordenen Bericht, den Bruno Dezember 1273 an den Papst sandte, hat er sich auch über die Dominikaner und Franziskaner seines Bistums beklagt. Er sagt: Die Stifte und Pfarreien werden täglich durch die Mönche in ihren Rechten verkurzt. An den Festtagen stehen die Diözesanen leer, das Volk geht nicht dorthin zur Predigt und zum Gottesdienst. Denn die Mönche halten vom frühesten Morgen bis in die neunte Stunde in ununterbrochener Folge die Messe. Nur eine vierteil in geheimer Feierlichkeit begangen, die übrigen aber eilig und rasch hintereinander erledigt. Dem Volke fällt diese Kürze der „Schmappmessen“; denn es spart viel Zeit dabei. Aber es bedenklich nicht, daß ihm so die Möglichkeit zu innerer Sammlung und vertiefter Glaubenshaltung verloren geht. Die Mönche ziehen auch sonst gerne die Obliegenheiten der Pfarren an sich, besonders wenn sie einträglich sind. Nachdrücklich weist Bruno hin auf die zu große Zahl der Priester und dann besonders der Bettelpriester, die der Kirche und dem Volke, namentlich aber dem Priesterstande selbst zum größten Schaden gereichen.

Wefer. Die Namensform Vulmstein findet sich gelegentlich auch für Volmstein = Volmarstein bei Wetter an der Ruhr. Das hat dazu geführt, in Herbold ein Glied der Familie von Volmstein zu sehen, was aber ohne Zweifel unzulässig ist: Herbolds Heimat ist Füllne (Völme) an der Wefer.

Wie Herbold 1244 als Truchseß der Grafen von Schaumburg bezogen ist, so hat er noch, als er schon fast zwei Jahrzehnte im Bistum Olmütz lebte, 1264 dem Johann Cazo aus Eisbergen (westlich von Füllne im Kreise Minden) Güter im Kinteler Felde überlassen. Die Beurkundung geschah in Graz (also weder in Görz noch in Graz) in Steiermark, wo Herbold seinen Bischof in der Landesverwaltung vertrat. Herbold wird damals zwar von Brülke, d. i. Bruck an der Mur, genannt, gemeint ist jedoch Herbold von Füllne oder (wie er in Mähren heißt) von Füllstein. Dies ergeben wir daraus, daß sein Verwandter Dietrich von Vulm (= Füllne) an dem in der Heimat veranfaßten Besitz beteiligt ist. Das Ganze ist zugleich ein deutlicher Beweis, daß man die Verbindung mit der Heimat aufrecht erhielt und auch aus weiter Ferne die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft nicht abreißen ließ. Da überrascht es uns denn auch nicht, wenn wir 1267 den Bischof Otto von Minden bei seinem Landsmann und Amtsgenossen Bruno in Kremser in Mähren finden, wo ja Bruno die Stiftskirche erbaut hatte und wo er 1281 sein Grab fand.

Die Füllensteiner errichteten schon bald im Norden Mährens in der Nähe der Feste Hogenplog eine Dienstburg, deren Name bis heute nicht verklungen ist. Noch eine ganze Reihe von Rittersitzen wird genannt, die der Wefergegend entstammten und unter Brunos Führung in Mähren die Sache des Deutschtums vertraten und förderten. Unter ihnen ist besonders Helembert von

DAS

Schulz-Kampfenkel

Dschungel rief

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1933 by Neufeld & Henius, Berlin // Nachdruck verboten

VIII.

Und gäbe es nicht in weitem Umkreis des Dorfes hier und da in die Wildnis eingestreut diese alten und neu entstehenden Farmen, tauchte nicht, von malerischen Bananenpflanzungen umschattet, zuweilen ein kleines Rudel brauner Lehmhütten aus dem Dickicht — eine half-town, ein Vorwerk, gebaut und bewohnt zur Befestigung entfernter Pflanzungen —, so wäre der Jäger ohne das verbindende Netzwerk der engen Fußpfade hilflos verfangen in diesem versponnenen Zaubermwald, den kein Mensch ohne Raumesser zu durchdringen vermag.

So zeigen, durch die verstreute Besiedlung, die Jagdgründe meines schwarzen Freundes, des Häuptlings von Breppooita, einen bunten Mischel von jungem und älterem Buschwald, verwilderten Farmen, Palmenmoränen in den Hügelländern und — vorläufig von ferne — hohem Urwald, ein Ergebnis unseres Erkundungsganges, das mich im Verein mit den häufigen Wildwechseln und Fahrten veranlaßt, hier das erste Tierjagtlager einzurichten.

Die Dunkelheit überfällt uns, bevor wir das Dorf erreichen. Meine Begleiter spalten trodene Palmwedelrippen, entzündend sie zu Fackeln, und bald beleuchtet flackernder, roter Feuerchein unseren Weg, der sich gleich einem dunklen, unterirdischen Gang am Grunde der Buschwaldwildnis dahinschlängelt. In vollen Zügen genieße ich die Abenteuerlichkeit dieses Nachtmarthes, das Bewußtsein, hier mitten in urwüchsiger Tropennatur unter den Ureinwohnern dieser weiten weltfernen Wälder auf Tagereisen von aller Zivilisation getrennt zu sein, — freue mich über den wechselnden Widerchein der Flammen auf dem schweißglänzenden Rücken unseres Führers und die bizarren Formen der Sträucher und Schlingengewächse, die wie unwirkliche Spulgestalten aus der Finsternis hervortreten und gespenstisch im glutenden Fackelschein unserer schweigenden Karawane vorüberzusehen ...

Ein unvergeßliches Erlebnis ist dieser erste geruchsame Tag nach der Vordrängung des Karawanenmarsches. Als ich spät unter das Moskitoneß meines Feldbettes krieche, und der Boy von außen den Zelteingang zuschnürt, da möchte ich dies harte afrikanische Lager mit nichts in der Welt vertauschen, und ein unbeschreibliches Glücksgefühl steigt in mir auf, daß mein sehnlichster Wunschtraum, als Jäger ein Stück jungfräulicher Erde in fremdem Land zu betreten, nun doch in Erfüllung gegangen ist ...

Die folgenden Tage sind so ausgefüllt mit Lagerarbeit, daß ich noch keine Zeit für Jagdausflüge habe. Wenn ich nicht selbst überall dabei bin, wird alles anders gemacht, als ich es haben will, besonders beim Bau der Tierfalle, die jetzt in Angriff genommen werden. Während ich so als Regeraufseher herumlaufe, mache ich Filmaufnahmen vom Lagerbau und von den Zuschauern, die draußen in Mengen an dem soeben fertiggestellten Zaun herumstehen. Die Kunde von der Anwesenheit eines weißen Mannes muß sich wie ein Lauffeuer in der Umgebung verbreitet haben. Ständig kommen Leute ins Lager und fragen durch Momo, der den Dolmetscher macht, ob das auch wirklich wahr sei, daß ich für lebende Tiere Geld bezahle. Darauf ziehen sie kopfschüttelnd, aber befriedigt ab mit dem tröstlichen Versprechen „I will try my best“. Ein Kerl steht seit zwei Tagen zwischen den Arbeitern umher und staunt. Offenbar kann er die Wunderdinge, wie Zelt und Filmkamera und meine Wahlheiten am gebeten Tisch nicht fassen. Zu irgendeiner Arbeit ist er nicht zu verwenden, so daß ihn Franz am dritten Tag an die Luft setzt, weil er überall im Wege ist. Von nun ab steht er draußen am Zaun und staunt weiter.

Ich erhalte aber auch häufig fürstlichen Besuch: Häuptlinge der benachbarten Dörfer kommen mit feierlichem Gefolge, bisweilen mehrere Tagereisen weit her, um Geschenke zu tauschen und ein meat-palaver zu halten. Auch sie versprechen, Tiere für mich zu fangen. Mein Herz würde schon bald lachen und zufrieden sein, betrüßigt Joseph, der zu solchen großartigen Palavern unfehlbar erscheint.

Nachdem die wichtigsten Lagergebäude fertiggestellt sind, bringe ich Klarheit in die Personalverhältnisse. Vorläufig haben die Leute des Häuptlings für mich gearbeitet; ihre Zeit wird von nun ab der Reisfarm-Robung gewidmet sein. Aber da wimmeln noch mehrere meiner entlassenen Träger herum, von denen ich sieben Mann ausjuche, — vier als Arbeiter für spätere Gehege und drei als Fallensetzer. Letztere behaupten wenigstens, daß sie Fellen zu stellen verständen, und jeder von ihnen zählt seine unglaublichen Jägererfolge vergangener Jahre auf. Ich habe also zusammen mit meinen vier Getreuen aus Monrovia elf Leute. Small boy, den Kochgehilfen, lerne ich als Tierwärter an, zum Entsetzen von Momo, der zwei Tage lang tief getränkt ist über die Zumutung, außer dem Kochen auch noch Töpfe scheuern und Brennholz und Wasser holen zu müssen.

Dann wird militärischer Betrieb eingeführt: jeden Morgen ist Flaggennappell. Franz, als Hauptmann, muß deutsche Kommandos lernen; Stundenlang sitzt er jetzt in irgendeinem Winkel und redet halblaut die rätselhaften Worte „Hilfgehanden; angetreten; Augen links und weggetreten“ vor sich hin. Sobald ich sie ihn laut in die Gegend schmettern lasse, bricht er sich vorläufig die Zunge dabei entzwei. Am Nachmittag wird die Sache geprobt und am nächsten Tag klappt sie tatsächlich: im Morgen-

grauen — ich bin eben mit Anziehen fertig — erscheint Franz vor dem Zelt, schlägt die Hände zusammen und meldet: „alles fertig“. Ich sage „allright“ und folge ihm zum Eingang des Lagers, wo meine ganze zerlumpte Kassebande ausgerichtet steht, die Hände an die Schenkel gepreßt, Bauch weit vor und mit Gesichtern, als gelte es, in einen männermordenden Krieg zu ziehen. Es ist verdammt nicht so einfach, bei dem Anblick die Würde der Situation zu wahren. Franz kommandiert, die schwarzweißrote Flagge steigt am Fahnenmast auf, während mein Volk salutiert. Dann heißt es: weggetreten, und mit tiefensten Gesichtern geht alles an die Arbeit, erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, so eine Art Soldat eines großen weißen Häuptlings zu sein.

Auf diese Weise habe ich die Leute auf meine Seite gezogen, für den Fall, daß Differenzen mit den Urwaldnegern eintreten. Außerdem fühlen sie sich jetzt allen Buschleuten himmelhoch überlegen und werden sich so leicht auf kein Gegen mich vielleicht einmal geschmiedetes Komplott mit ihnen einlassen. Als Franz abends die Fahne sang- und klanglos einholen will, gibt es einen Riesenkrach um die Frage, ob nicht auch abends „soldier gemacht werden müsse“. Die Kerls sind geradezu empört über diesen unmitelbaren Geist von Franz, so daß ich anordne, daß nun also auch am Abend beim Einholen feierlicher Flaggennappell stattfindet.

Der Lagerbetrieb läuft somit in geordneten Bahnen. Koch, Zeltdon, Tierwärterboy und die Fallensetzer haben ihre feste, selbständige Arbeit, Hauptmann Franz bekommt allmorgendlich die jeweilige Beschäftigung der vier Arbeiterboys angewiesen und der Fahrradmännchen ist zum Gewehrträger auf meinen Vordrängungen avanciert. An Stelle seines jungenbrecherischen Regernamens heißt er von jetzt ab „small-man“, kleiner Mann, weil er der jüngste ist. Tierfang und Fallensetzen liegt bei der mobil gemachten Besatzung und meinen Jägern, die goldene Berge versprechen. Ich selbst will nun zunächst die Umgebung durchstreifen und dabei vor allem die Jagd auf Colobus verus, den geheimnisvollen grünen Stummelaffen, beginnen.

Urwaldpirsch.

Die Bücher, die ich in meiner Schulzeit zum Geburtstag oder zu Weihnachten auf dem Gabentisch vorfand, hatten verlockend bunte Umschläge und waren voll von Tier- und Jagdgeschichten, von Äquatorsonne, Dursgezeiten und grundlosen Papirusbümpfen, von Büffeln und Elefanten, von Antilopenherden, so riesenhaft, daß kein Mensch sie zu zählen vermochte, und von weißen Männern, die mit Trägern und Forderautos, mit Büchse, Zaflo und Filmkamera in diesen Wildgärten Gottes ein abenteuerliches Leben führten. Und als ihre Filme nach Berlin kamen, sah ich jedesmal im Kinosaal, und meine Augen hingen an der flimmernden Leinwand, auf der all das nun zum Leben erstand, was ich gelesen hatte, — wie die Fabelgestalten der Strafen durch das Asienbusch gegen, wie Geier und Marabus staubwirbelnd am Nagel eines Zebros durcheinander kämpften, wie die Löwen den gewaltigen Herden der Hufiere nachschlichen, wie Vögel von Wasserbüffeln sich blendenweiß in den Himmel erhoben, — und wie überall Steppe und Busch und Wasser belebt war von einer unerhört vielfältigen, fremdartigen Tierwelt ...

Wenn ich dann manchmal an einem stillen Vormittag allein in der dämmerig-leuchtenden Krokodilhalle des Berliner Aquariums stand, und die gepanzerten Sagentiere reglos auf ihrer geheizten Sandbank liegen sah, während ein eben verräucherter Treibhausregen durch das lautlose, nachschimmernde Urwaldgrün triepelte und mir die dampfige Tropenluft jenseitig an die Haut kroch, — da verwandelte meine schweifende Phantasie die Bendestützen und Glasheiben in ein üppiges Blättermeer, und das Bambusgeländer, an dem ich lehnte, wurde zu verbergendem Strauchwerk, hinter dem am Ufer einer märchenhaften afrikanischen Flußlandschaft kleine Regenpfeifer geschäftig zwischen den Panzerreihen liefen, grüne Baumstämme und mächtige Ptarmigan im Netzwerk der Schlingengewächse über dem stillen Wasser hingen, der fließende Panther lauernd zur Tränke schlich und hoch oben das bunte Gefieder freischwebender Papageien und Turtas durch die Baumkronen schimmerte ...

Denn so träumte ich mir den afrikanischen Urwald, und so mag er in der Vorstellung sehr vieler weißer Menschen leben, die den schwarzen Erdteil aus atemberaubenden Jagdgeschichten und Afrikafilmen kennen, — die immer wieder von wilden Tieren gelesen und so oft die gewaltigen Tierherden auf der Leinwand bestaunt haben, bis ihnen Afrika schließlich zum Inbegriff unermeßlichen Tierreichs wurde, — wobei sie vergaßen, daß es ja nicht ein einheitliches Tropenland ist, sondern ein riesiger Erdteil, mit glühenden, dürren Wüsten und frostigen Hochebenen, mit dämmrigen Urwäldern und eisigen Schneegipfeln, mit Steppen, Industriegebieten und einsamen Sümpfen, von denen sie stets nur die eine Landschaft zu sehen und geschilbert bekamen, die mit Recht den Beinamen Tierparadies verdient, deren Wildmassen von altersher alle Tierfänger, Großwildjäger und Kameramänner anlockte ... nämlich die weiten, jenenüberfluteten Buschsteppen Ostafrikas. Von ihnen schloffen sie auf den ganzen übrigen Erdteil, vor allem auf die von jeder Geheimnisumwitterten Urwälder. Und wenn sie in ihrer Tropenheuschucht und Tierliebe einmal in einen Urwaldfilm betrieblamer USA-Produzenten getreten, auf dem in allen Winkeln des Dschungels heimliche Tierwesen schliefen und lauerten, Leoparden

mit Riesenschlangen kämpften und fletschende, zottige Menschenaffen grauerregend aus dem Dickicht auftauchten, — auf dem unerforschten Männer Gruben und Fellen anlegten, in die, kaum daß die Fänger Zeit hatten, im Busch zu verschwinden, Büffel und Panther stürzten, — wer sollte es ihnen, die ja nicht wissen, wie solche Filme entstehen, verübeln, daß sie sich auch den Urwald von einer überall urplötzlich auftauchenden, gefährlichen Tierwelt bevölkert denken!

Freilich, die tropischen Regenwälder des westlichen Afrika haben ein vielgestaltiges Tierleben, das wohl auch Tod und Gefahr für den weißen Jäger bedeuten kann, — aber es versinkt in dem Blättermeer der phantastischen Pflanzenwildnis, in der jeder freie Ausblick unmöglich ist, in der weder Wasser noch Weidmangel zum Zusammenrücken an biologischen Däsen zwingt. Niedrige, wendige Schlingpflanze, Zwergantilopen, Schleichtagen, Pinselohrschweine leben am Grunde dieser verfilzten Wälder, oder die Riesen der Tierwelt, Elefant, Rotbüffel, Zwergschafpferd, die wie gepanzerte, lebende Schlachtwagen mühe-los ihren Weg durch das Dickicht brechen. Es gibt keine großen Herden schnellfüßiger Bodentiere, die im versponnenen Unterholz ja zwecklos und hinderlich wären, — das Leben ist primitiver in der ständigen Dedeung, man braucht keine Schutzgemeinschaften wie in der freien Steppe, die Geschöpfe leben als Einzelgänger oder in kleinen Gruppen heimlich, nächtlich und unsichtbar. Von den gefährlichen Räubern ist einzig der buntschichtige Schleicher und Kletterer, der Leopard vertreten, aber auch er vertritt sich nur dadurch, daß eines Morgens seine breite Fährte im taupfeuchten Sand des Waldpfades steht, — und obgleich sie dies oft tut, haben die wenigsten Schwarzen ihn jemals freilebend in ihren Wäldern gesehen.

Nein, die Tierwelt des Urwaldes drängt sich wahrhaftig nicht auf. Zumindest nicht in den Hinterländern der Pfefferküste, die ich kenne und in denen ich während der ersten Zeit ziemlich verzweifelt umhergeschlich, weil ich auch nicht auf ein Tier zu Schuß kam, das für die Museumsammlung von noch so bescheidenem Wert gewesen wäre. Es war wie verflucht. Seit der Errichtung des Lagers pirschte ich täglich durch die Wälder der nächsten Umgebung, ohne ein anderes lebendes Wesen als Vögel zu sehen. Die einzigen Säugetiere, von deren Vorhandensein man doch wenigstens etwas merkte, waren zwar gerade die, auf die ich es abgesehen hatte, nämlich Affen, aber es wollte nicht gelingen, einen schußgerecht zu bekommen. Sie blieben noch völlig unsichtbar in den dichten niedrigen Buschwald, wenn ich sie nur zehn Schritte vor mir in den Zweigen rauchen und gurgeln hörte. Nähererschleichen war in dieser Gestrüppwildnis ohne Buschmesser unmöglich, und bei dem geringsten Geräusch verflüchteten die Tiere und ließen sich heimlich davon ... Selbst mein Boy legte sein Antlitz in sorgenvollen Falten. Dieser Busch wäre eine Höhle von einem Busch zum Affenschleichen, versicherte er, und er hatte damit vollkommen recht. Es war kein Zweifel, daß ich hier niemals den grünen Colobus erbeuten würde, wo schon die Jagd auf gewöhnliche Meerfische ergebnislos blieb. Ich mußte einsehen, daß es besser war, zunächst die Hochwaldgebiete zu untersuchen, die einige Stunden vom Lager beginnen und die ich noch nicht betreten habe, — und zwar mußte das gleich geschehen, bevor das anwachsende Tierjagtlager meine ganze Zeit beanspruchen würde. Und darüber, und was sich weiterhin ereignete, konnte ja wieder das Tagebuch berichten.

Es ist lange vor Tagesgrauen, als Tingweh ins Zelt geschlüpft kommt und meine Kleider zurechtlegt. Während ich mich in aller Eile wasche und anziehe, fließt er gekochtes Wasser in die Feldflasche, packt Bananen und gekochte Maniokknollen ein, zählt die Patronen in der Revolverschachtel und hängt dies alles und den Drilling meinem Gewehrträger um, der vor dem Zelt wartet; neben ihm steht der Mann aus dem Dorf, den der Häuptling als Führer geschickt hat. Als ich marschfertig herausgetre, knüpft Tingweh den Zelteingang zu und hockt sich, in eine Decke gehüllt, sitzend neben das Feuer unter dem Küchenbach, von wo er das Lager gut überwachen kann; die anderen liegen noch in ihrem Palmblatthaus und schlafen ...

Der Mond steht am Himmel, es ist ziemlich hell. Das nächtliche Urwaldkonzert der Frösche, Zifaden und Grillen summt unermüdet, als wir drei über die Baumstammbrücke des leise murmelnden Flußchens turnen. Wir überqueren die kleine Pflanzung, dann verschluckt uns der in der Windstille geheimnisvoll starr nachdunkle Busch. Der Führer biegt in einen engen Nebenpfad ein, dem man es anseht, daß er kaum noch benutzt wird. Von beiden Seiten klaffen uns Zweige und Blätter an den Leib, lange Streden waten wir hüfttief durch das Gemirr von flebrigen Gräsern und jungem Strauchwerk, das den Fuß wie Draht umklammert und mich mehrmals schmerzhaft aufs Knie stürzen läßt. Bald sind wir so nah, als hätten wir ein Gewässer durchschwommen, denn der Busch hängt voll Tau wie ein triefender Schwamm. Mit tausend gierigen Händen umgreift uns die hemmungslose tropische Pflanzenwelt, verfaßt sich in meinen Kleidern, schlägt ins Gesicht, sticht und reißt, daß ich gleich einem Nachtwanderer mit vorgebeugten Armen durch das finstere Dämmerlicht dahintaste. Ein widerliches Gefühl, dies Entlangstreifen der Büsche und Ranken am Hals, am Körper und an den bloßen Händen, ich muß an die kleinen, grünen Giftschlangen denken, die Baumvipern, die nachts durch das Strauchwerk schleichen und deren Biß hier unfehlbar tödlich wäre.

Einmal polstert es plötzlich, nicht weiter als drei Schritte neben mir im Dickicht los, daß mir der Schreck in die Glieder fährt und meine zwei Keger zusammenzuden ... das Gezwige bricht und raucht, ein paar undeutliche dumpe Galoppstürze entfernen sich, verlieren sich in der Tiefe des Waldes, der Spuk ist vorbei; aber keiner von uns vermag zu sagen, was für ein Wesen da eben vor unseren Schritten die Flucht ergriff.

Zwei Stunden quälen wir uns schon durch die Wildnis, als das erste Grau des Morgens durch das Blättermeer fließt. Die Stimmen der Nacht verstummen, vereinzelte Vogelrufe beginnen den Tag, — der schmetternde Jubelton mit der Krächzstala des kleinen Bisanfressers, das Rollern des Turalos, die heiseren Trompetentöne der Nashornvögel. Und dann treten wir auf einmal aus dem Palmstacheln eines Rastplatzes in den grünen Dom des Hochwaldes ein.

Er ist wirklich ein Königreich der Pflanzenwelt! Das Unterholz weniger dicht und undurchsichtig als die Blättermauern des Buschwaldes, aber doch genügend vermultert zu einem Gemirr von jungen Bäumen, Büschen, niedergebückten, vermodernden Kriechpflanzen, von Schlingpflanzen und Dornesträuchern, daß man einen Elefanten schon auf sechs, sieben Schritte nicht mehr sähe. Darüber die sperrigen, verzweigten Kronen starker Laubbäume, ineinandergreifend, versponnen mit faden- bis schenkel-dicken Ästen und bunten Schmarotzerpflanzen, die sich wie bunte Roboter in die Astwinkel drücken, — zu einem Geflecht, wilden Gefüße, das der Kletternden und fliegenden Tierwelt einen prächtigen Lebensraum bietet. Und darüber noch schweben zu einem Dach, das kein Sonnenstrahl durchdringt, zusammenhängend die weiten Kronen spärlich stehender, himmelhoch ragender Mammutbäume mit Stämmen, die drei große Männer nicht umfassen können, und die gleich gewaltigen Pfeilern in die grüne Unendlichkeit aufsteigen. Diese Titanen der Botanik haben das Ziel allen pflanzlichen Urwalds erreicht: das Sonnenlicht, um das die ganze erdrückende Fülle der Vegetation hier zeitweilen einen stummen, mörderischen Kampf führen muß.

Leise pirschen wir durch die Dämmerung des Unterholzes; wie winzige, nächtliche Zwerge erscheinen die Menschengestalten vor der mächtigen, schweigenden Größe dieses märchenhaften Tropenwaldes, dessen Wildheit alle meine Vorstellungen übertrifft. Kein Windhauch vermag hier einzudringen, grabesstill steht die dumpe, modrige Luft, und nur im Gelaß rieselt und raunt es unaufhörlich vom Abtropfen sich niederhängender Wajerdräpfe. Kein Laut sonst, kein Vogelruf ist vernnehmbar, keine Bewegung im Blättermeer über uns; das phantastische Pflanzengewölbe scheint ohne tierisches Leben zu sein.

Da plötzlich tönt aus der Tiefe des Waldes ein dunkler, qualender Laut; mein Führer flüstert: „red monkey“, die Stimme des roten Stummelaffen. Wir bleiben stehen und lauschen. Wieder tönt es herüber, und gleich darauf steht das wohlbekannte Rauchen der Baumäste ein. Kein Zweifel, dort ist eine Herde! Abermals quakt und bricht es, diesmal schon näher ... „the are coming“, bedeutet mein Boy, und wie die Wiesel huschen wir in das verbergende Wurzelwerk eines Kriechbaumes; lange Zeit bleibt es still — da wieder der Ton, aber weiter entfernt, desgleichen das Blätterrauschen — die Tiere ziehen in anderer Richtung davon. Ein paar hastige Worte und Gesten mit meinen zwei Schwarzen — sie legen die hindernden Sachen ab, nehmen die Buschmesser und gleiten ins Dickicht: sie sollen versuchen, die Herde zu umgehen und mir zuzubringen. Währenddessen sitze ich lauslos und lasse meinen Blick durch die Baumkronen wandern. So leblos, wie er erst schien, ist er gar nicht, der Urwald! Dicht neben mir schlüpft ein winziges graues Vögelchen durchs Gezwige, dahinten noch eins, — hoch oben turnt ein Eichhörnchen schattenhaft umher, zu hoch für den Schrotflüß, und hier kriecht ein finger-dicker harmloser Taufendfuß über meine Stiefelspitze; ich nehme ihn mit einem Blatt auf, lasse ihn in das Leinwandgeflecht laufen, bestimmt für den Tod der Wissenschaft in Alkohol! — Ungehörbare kleine Schmetterlinge gaukeln vereinzelt umher; nichts von den prächtigen Faltern, die sich die Phantasie im Tropenwald vorstellt.

(Fortsetzung folgt).

Heimat

Und liebst Du die Heimat auch, weltwärts gewendet das Gesicht, kannst scheiden Dich von Baum und Strauch, von Deiner Heimat nicht.

Sie ist von Dir so sehr ein Teil wie Mutter, Vater, Weib und Kind, die nicht von Dir geschieden, weil sie fortgegangen sind.

Vertriebst Du aus Deinem Tag herablos die Heimat Stück für Stück, bei Nacht in Deines Herzens Schlag kehrt sie als Traum zurück.

Sie ist in Deinem letzten Hauch, ist in dem Blick, der Dir zerbricht. Denn liebst Du die Heimat auch, die Heimat läßt Dich nicht.

Hans Frank

Schiff in Fesseln

Von Hermann Scheffauer

Er hatte jahrelang geschlummert und schwerfällig an seiner roßigen, mit Tang behangenen Unterfette gezerrt. Alles Leben war aus ihm gewichen — außer den kurzen Besuchen des alten Seemanns, der allabendlich an Bord kletterte, um die Positionslaternen anzuzünden.

Vor achtzehn Jahren war es der Stolz der Marine gewesen, der Erstgeborene seiner Klasse, und nun traf es das Schicksal des Alters: eine Mißachtung, die nicht vollständiger hätte sein können, wenn es das Alter seines Namensvetters Ptolomäus I. gehabt hätte.

Der Gesandte einer südamerikanischen Republik und ein hoher Beamter der Admiralität beschäftigten eines Tages das alte Schlachtschiff.

„Aber, mein Herr, es ist ja vollkommen veraltet,“ sagte der Gesandte, ein dunkelhäutiger Mann, nach der Befichtigung.

„Das ist übertrieben,“ entgegnete der Beamte der Admiralität. „Nur nicht mehr ganz modern.“ Dann zählte er aufs neue die vielen, guten Eigenschaften des Schiffes auf.

Nach einer Woche diplomatischen Feilschens kabierte S. E., der Herr Gesandte seiner Regierung, daß er einen ausgezeichneten, und fast noch modernen Panzerkreuzer zu einem Kaufpreis gekauft habe.

Gleichzeitig hatte er sich auch die Dienste eines erfahrenen Seemanns, Kapitän Henry Vandell mit Namen, gesichert, der das Schiff unter eigenem Dampf an seinen Bestimmungsort bringen sollte.

Der „Ptolomäus“ wurde ins Trockendock gebracht.

Ein kleines Heer von Handwerkern erschien und ersetzte ihn mit Leben, innen und außen. Die Krüften von Mühseln wurden von seinem Rumpf und seinen Schrauben abgehauen. Hammerschläge und Meißelhiebe entfernten den Rost.

Die stumpf gewordenen Messingteile erwarteten glühend zu neuem Leben. Die Decks wurden abgezogen und geschwemmt. Die Krabben am Bug und der veraltete, reichverzierte Überhang am Heck wurden frisch verguldet.

Kapitän Vandell überwachte alle Arbeiten persönlich. Er schien mit der Konstruktion des „Ptolomäus“ völlig vertraut zu sein und kannte offenbar auch dessen Geschichte. Auch den früheren Kommandeur des Schiffes und dessen Offiziere schien er genauestens zu kennen.

Vandell war ein hagerer, lebhafter Mann von sechs- und fünfzig. Seine blauen Augen waren unsterk und hell. Das seltsame Flackern von Fanatismus lag darin.

Er trieb die Arbeiter rücksichtslos an und war allgegenwärtig, im Schiffsraum und auf den Decks. Ein fieberischer Tatendrang, angespornt von einem eisernen Willen, der an ihm zerrte und in ihm zuckte, schien ihn zu beherrschen. Auf Achterdeck stapfte er mit der Miene eines Kaisers auf und ab.

Seine Erzelenz, der Gesandte, beglückwünschte ihn zu seiner Tatkraft und ließ Winkeln von einer zu erwartenden besonderen Belohnung fallen.

Eines Tages erschien der Gesandte mit der Ankündigung, der „Ptolomäus“ werde eine Ladung Farben, Öle und Bleiweiß mitzunehmen haben. Diese Anordnung sei auf Wunsch eines reichen Kaufmannes in der Heimat erfolgt, eines guten Patrioten, der freigiebig zu den Geldmitteln des neu gegründeten Flottenvereins der Republik beigetragen habe, erklärte der Gesandte.

Vandell brach in flammende Auflehnung gegen die Entweihung eines Schlachtschiffes aus. „Anschließend hält man mein Schiff für eine chinesische Dschunke“, murmelte er des öfteren in Hörweite der Arbeiter. Nichts desto weniger leuchteten bald Jüge heran, die Tonnen über Tonnen schwerer Fässer auf den Deck des Schiffes ausstapften. Darunter befanden sich einige Fässer schottischen Whiskys, für die Oberdecks des „Ptolomäus“ bestimmt.

Er zuckte zusammen, als die ersten Fässer durch die Luken in den engen Raum zwischen den Decks hinabgelassen wurden. Dann verließ er das Schiff und setzte sich auf einen Hügel oberhalb der Stadt, von dem aus er den Hafen überblicken konnte.

Ein großer, plumper, schwarz und rot getrichener Frachtdampfer, der „Holidor“, dampfte heran und legte sich neben den blühblauen „Ptolomäus“.

Vandell war wütend darüber, sagte aber kein Wort.

Am nächsten Tag kam der Gesandte abermals aus London und hatte eine Unterredung mit Vandell in der behaglichen Offizierskajüte.

Eine zweite Aenderung des Programms war eingetreten, veranlaßt durch die Sparpolitik des neuen Präsidenten, wie der Gesandte mit großer Höflichkeit erklärte.

Der „Ptolomäus“ sollte, anstatt unter eigenem Dampf seine Reise anzutreten, von dem „Holidor“ geschleppt werden. Dies wäre erheblich billiger.

Die Wandbekleidung aus Mahagoni erzitterte unter Vandells entrißten Einwendungen, seinen leidenschaftlichen Ausbrüchen, seinem rührenden Flehen und seinen vergeblichen Widerprüchen.

Der schmutzige Kohlendampfer kam längs des Riefigen Trossen wurden zum Heck und Bug des „Ptolomäus“ gelegt.

Vandell stand, finster brütend, auf der Kommandobrücke, während diese entsetzliche Mißpaarung vor sich ging.

Zwei Tage später dampfte der „Holidor“, Funken sprühend, langsam aus dem Hafen. Hinter ihm her zog das gefackelte Schlachtschiff, trotzig und träge. Mit grimmigem Stolz gehörte es dem Streifen der Schlepptaue, ein gefesseltes Koloss mit kalten, grauen Schornsteinen und verlassenen Decks.

Am zweiten Tage hielt Kapitän Vandell den Kohlendampfer an. Er äußerte den Entschluß, an Bord des „Ptolomäus“ zu gehen, und übergab seinem ersten Offizier das Kommando des „Holidor“.

Ein Boot, reich beladen mit Proviant und Wein, brachte ihn zu dem Schlachtschiff.

„Leute, ich will hier allein sein,“ sagte er feierlich zu den zwei auf dem „Ptolomäus“ verbliebenen Matrosen.

„Nacht uns ausgezehrt“, erwiderte einer von ihnen, „wir freuen uns, zu unseren Kameraden zurückkehren zu können. Auf diesem Schiff wird einem gruselig.“

Vandell bezog die Kajüte des Kapitäns.

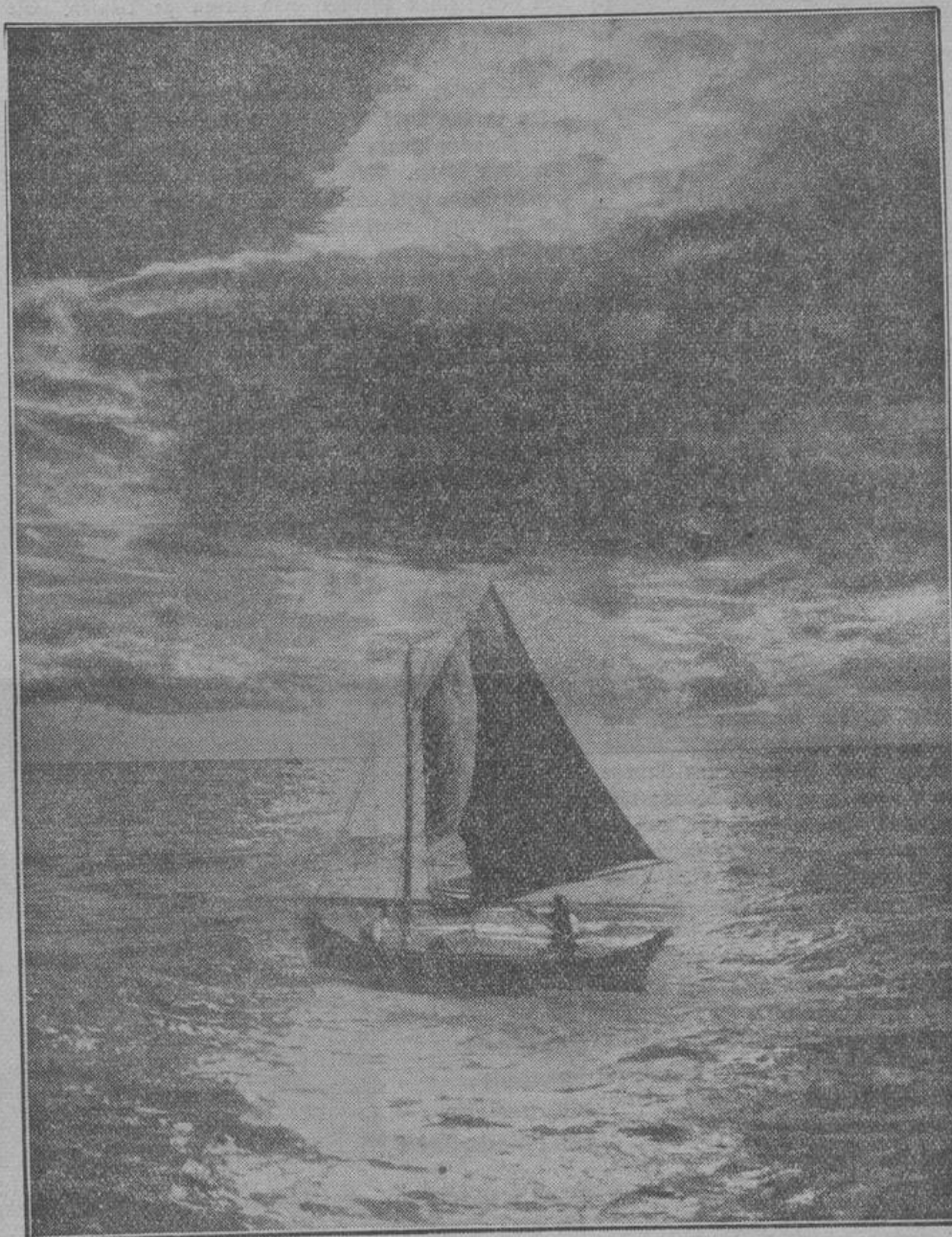
Stundenlang konnte man ihn das Achterdeck abschreiten sehen. Wenn Befehle zu geben waren, tat er es von der Kommandobrücke aus, durch Flaggen Signale. Seben Abend zündete er mit eigener Hand die Positionslaternen an.

Zuweilen versank Vandell in einen Zustand der Verzückung. Er berauschte sich an dem Alleinsein auf dem großen Kriegsschiff, fühlte sich ganz als dessen Herr. Dann lang er und warf den herumflatternden Seemöven Weinsflaschen nach.

Die Mannschaft des Kohlendampfers vergaß, daß der „Ptolomäus“ geschleppt wurde, sie betrachtete ihn fast als einen Verfolger.

„Gott sei Dank, daß er keine Munition an Bord hat“, sagte der erste Offizier Mr. Prall.

Der „Ptolomäus“ schleifte sich stöhnend und seufzend über seine Entwürdigung, dahin. Der kriegerische Geist der neunhundert Männer, die er einst beherbergte, schien



Gewitterstimmung am Meer

in ihm zu erwachen. Dieser Geist war in dem hageren fanatischen Seemann verkörpert, der wie ein deuteutiger Wolk der Decks durchstreifte und mit einer Delfadel aus dem Maschinenraum die Eingeweide des Schiffes erkundete.

Er lag in das Dämmerlicht des Maschinenraums hinunter, um mit den kalten, erlöbten Maschinen zu sprechen zu halten. Er untersuchte die Kessel und fand, daß darunter Feuer, fertig zum Entzünden, gelegt war. Ein unüberwindlicher Drang überkam ihn, seine Fackel in die Haufen von Holz und Papier zu werfen.

Heil! Die dreizehntausend Pferde zu entfesseln und sie mit dem Schiff über den Ozean galoppieren zu lassen! Alte Erinnerungen tauchten in dem Mann und dem Schiff auf.

Henry Vandell war der Konstrukteur des „Ptolomäus“ gewesen und hatte, als er in Dienst gestellt wurde, darauf den Posten seines ersten Leutnants inne.

Mann und Schiff gedachten eines Tages vor dreizehn Jahren bei Melta. Die graue, tobende Wintersee war in der halbtropischen Bucht eine glatte, blaue Fläche.

Der junge „Ptolomäus“ war klar zum Gefecht gemacht worden, seine Geschütze waren geladen, alle Leute auf ihren Posten. Nachts, in fieberischer Hast, ungeduldig wie ein feuriges Schlachtross, wartete er auf das große Wort.

Teniseits der blauen Landzunge lagen zwei dunkle Schiffe Frankreichs, zu dem zu jener Zeit gespannte Beziehungen bestanden. Es drängte den „Ptolomäus“, sich auf sie zu stürzen, Granaten auf sie niederprasseln zu lassen sie zu geräuschern, Torpedos in ihren Rumpf zu speien und sie mit seinem scharfen Rammbug entzwei zu schneiden.

Diese Kampfesraerei wütete in Leutnant Vandells Sinn wie ein Fieber. Er war von dem unwiderstehlichen Drang besessen, das riesenhafte Kind seines Geistes im Gefecht zu erproben. Rastlos schritt er in dem engen Panzerturm, der unter seinem Kommando stand, auf und ab.

Dann kam der kurze Befehl, die Vorbereitungen zum Kampf einzustellen.

Vandell wütete mit leidenschaftlicher Beredsamkeit gegen seinen Vorgesetzten. Dann zog er, halb unbewußt, in einem Ueberstich seines Geistes, die Abreißschnur eines der großen Geschütze des Panzerturms.

Donnerndes Brüllen brach daraus hervor. Das ganze Schiff erzitterte unter der mächtigen Erschütterung. Auf den dunkelgrünen Hängen der afrikanischen Hügel oberhalb der Stadt zeigte sich eine gelbe Narbe, dort wo eine stählerne Knappe zu einer Blume aus Flammen entsprossen war.

Für diese Tat der Wut und Leidenschaft verbrachte Vandell zwei Wochen in Eisen. In der Einsamkeit seiner Zelle entstanden in ihm seltsame Wahnvorstellungen. Er träumte, er sei der Kommandant des Schiffes, und sah sich als Beherrscher auf der Brücke. Dieser Wahn verfolgte ihn sein ganzes Leben lang und wurde zu einer heißhungrigen Beseßtheit, zu einer feurigen Hölle, die alles verschlang, seine Laufbahn und das Weib, das er liebte.

Vandell wurde vor das Kriegsgericht gestellt und aus dem Dienst entlassen. Einige Jahre später entschloß sich die Admiralität, den „Ptolomäus“ als veraltet, oberflächlich und konstruktiv verfehlt, auszumustern.

In der Mitte des Atlantik, zwei Tagesreisen hinter den Kap Verdischen Inseln, überfiel die beiden Schiffe ein Sturm.

Kapitän Vandell erschien auf der Kommandobrücke des Schlachtschiffes mit zwei Signalfackeln in den Händen. „Nacht die Schlepptaue nach“, befahl er.

Die Trossen wurden verlängert, die beiden Schiffe entfernten sich voneinander.

Vandell nahm eine Fackel zur Hand und stieg in den Schiffsraum hinunter. Er warf finstere Blicke auf die

Die Fackel, die er auf dem Delfaß liegen gelassen! Die Ladung war in Brand geraten!

Vandells erste Empfindung war die hohle, brennende Zuhels. Der „Ptolomäus“ befreite sich nun auch von seiner schändlichen Bürde.

Vandell lief in seine Kabine, brach seiner letzten Flasche Wein den Hals und goß ein Glas davon durch die Kehle, dann ein zweites, ein drittes.

„Dein Wohl, alter Freund!“ rief er. „Warum sollte nicht auch ich Feuer im Leibe haben wie du?“

Dann kehrte er stolpernd zur Brücke zurück.

Sie hob und senkte sich wie ein Waagebalken. Die Laternen waren unerleuchtet. Zwecklos, sie jetzt noch anzuzünden! Die Geschütze in den seitlichen Karbetten redeten ihre Mäuler in die schäumenden Tiefen.

Ab und zu ertönte gedämpft der Knall von Explosionen. Einige der inneren Bodenplatten des Verdecks wurden dunsigbraun, dann dunkelrot. Die Bleche und Rieten schrumpften kreisförmig zusammen. Dampf rollte in schneigen Wolken empor, wo das Wasser sich über das erhitzte Eisen ergoß.

Das Schiff kämpfte weiter; es kämpfte gegen das Feuer im Innern und das Wasser außen. Es wankte trunken durch die Wassermulden, aber der Kampfgeist hatte es noch nicht verlassen. Es war noch frei, fähig, Tod und Verderben zu verbreiten. Von seinem Schimpf befreit, suchte es den schmutzigen Kohlendampfer, der ihm die Schmach bereitet, um ihn zu vernichten, in Stücke zu zerhacken.

In Vandells Atern brauste das feurige Gift des Alkohols. Geheimnisvolle Visionen flatterten vor seinen Augen auf. Er jammerte laut und raufte sich die Haare, weil die Feuer im Schiff nicht unter den Kesseln brannten.

Wo nur der schändliche „Holidor“ blieb? Suchten diese Tölpel vielleicht noch nach ihrer Preiße?

Vandell konnte nicht wissen, daß der Schleppdampfer hilflos in den Wellen trieb mit gebrochenen Schrauben, um deren Schaufeln die schweren Schlepptrossen sich wie Fangarme eines Octopus gewickelt hatten.

Weißer Blitze huschten über die trübenden Geschütze des „Ptolomäus“. Er neigte sich vor dem himmlischen Salut, erschauernd von seinem flammenden Bug bis zu seinem nachdunklen Heck. Die Luken flogen in die Luft, Flammen brachen daraus hervor und züngelten fast bis zur Mastspitze empor. Flammen in roten, grünen und gelben Farben, genährt von den Ölen und Chemikalien unter Deck.

Auf der Brücke stand Vandell in seinem trunkenen Wahn und brüllte noch immer Befehle in den Wind hinaus.

Dann ertönte durch das Tollen des Donners und das Prasseln der wilden Fanale ein heiserer, verzweifelter Schrei.

Es war die Sirene des „Holidor“.

Im nächsten Augenblick kassierte eine zweite Rakete empor und zerfiel am Himmel in einem Regen feuerroter Sterne, die wie Blutstropfen herabsfielen. Die zwei Mastspitzen des „Holidor“ tauchten auf.

Die Entfernung zwischen den beiden Schiffen schwand immer mehr. Teuflich, unheilverkündend, mit Verhängnis geladen und von glühendem Rachedurst erfüllt, hob und senkte sich der „Ptolomäus“ auf den Wogen, ein flammendes Ungeheuer.

Als solches sah ihn die Besatzung des treibenden „Holidor“, als er vor ihnen auftauchte und einen Augenblick über ihren Köpfen zu hängen schien. Im Schein der Blitze, seiner eigenen Flammen und der bengalischen Feuer des „Holidor“ traten seine Umrisse und sein spitzer Bug scharf hervor.

Die Sirene des „Holidor“ freischte abermals. Die Mannschaft stieß gellende Schreie aus und hob die Hände vors Gesicht, wie um einen Schlag abzuwehren.

Der „Ptolomäus“ sank herab, während der „Holidor“, von einer Welle gehoben, in die Luft zu springen schien.

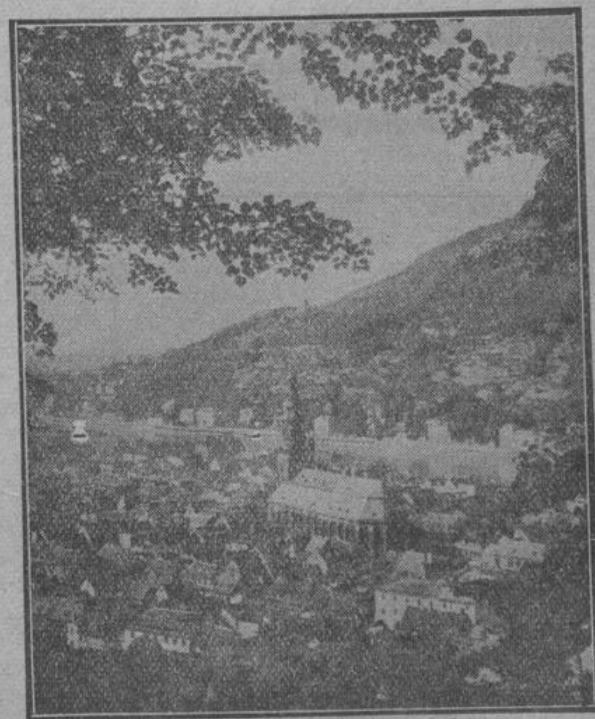
Dabei stieß er auf die wuchtige Ramme des Kriegsschiffes, die sich tief in seinen Leib vergrub.

Der plumpe Schlepper bäumte sich zitternd, wie ein verwundetes Pferd, legte sich zur Seite, bis seine Masten fast die Wellen peitschten, richtete sich dann aber wieder auf. Eine riesige Welle erfaßte ihn und schleuderte ihn, knirschend und krachend, breitbeinig gegen den „Ptolomäus“.

Sodann zeigte der oberflächige „Ptolomäus“ seinen gleitenden Bauch und drehte sich langsam um seine Achse. Ein tosendes Zischen folgte, eine Explosion sprengte die Stahlplatten unter einem Schauer flammenden Decks.

Die Wellen drangen glühend in seinen Leib und wurden von seinen vier riesigen Schornsteinen aufgesogen. Das Wasser lachte und kicherte in den Mündungen der Geschütze. Der „Ptolomäus“ ließ einen langen Seufzer aus und sank. Er hatte sein Schicksal erfüllt.

Das rote Signalf Feuer, das in einem eisernen Topf auf dem Vorderdeck des sinkenden „Holidor“ brannte, erlosch und wurde zu glühender Schlacke.



Heidelberg

Vor 20 Jahren...

Erinnerung an Baccarat // Von Albert Lehsten

Wißt Ihr es noch, wie wir vor zwanzig Jahren in der Lothringer Schlacht die Rothosen vor uns hertrieben? Wißt Ihr es noch, wie wir an jenem sonnenwarmen Augustabend in das Meurtheetal hinabstiegen? Zu unseren Füßen das blinkende Band des Flusses, die brennenden Dörfer und Städte! Auf den Waldböden gegenüber nach Süden drängende Kolonnen und Massen der Franzosen, unerbittlich vorwärtsgepeitscht von den weißen Wölfschweif unserer Schrapnells. Da zum ersten Male ging es wie ein Jubelruf durch unsere Seele: Sieg! Sieg! und abermals Sieg! Wißt Ihr es noch? Lang ist es her. Fünf Jahre Krieg, fünfzehn Jahre Frieden haben die Erinnerung verblasen lassen. Aber heute, wo die Gedanken mehr denn je rückwärtsseilen, da werden jene Stunden wieder lebendig, da steigt aus der Vergangenheit auf das Bild der kleinen französischen Stadt, die uns an jenem Abend Obdach bot.

Blutig und schwer war noch am Nachmittag um ihren Besitz gekämpft worden. Zu Duzenden lagen noch die

Am Nachmittag streiften wir durch die Stadt, in der ein energischer Ortskommandant schnell Ordnung geschaffen hatte, sahen von der hohen Uferpromenade Mannschaften und Pferde in den hellen Fluten der Meurthe baden und laufen in der weltberühmten Kristallfabrik Andenken für die Lieben daheim. Abends vereinigte der erste feierliche Feldgottesdienst die Angehörigen des Regiments an den Massengräbern unter den alten Bäumen des Schlossparks. Doch nur kurz war die Ruhe. Weiter ging es nach Süden. Neue Kämpfe erwarteten uns. Aber die Festungsgeschütze von Epinal hemmten den Schwung des Anfangserfolges. Der Stellungstriege begann, und anstatt im Hause des Stadtschreibers von Baccarat haften wir in Unterständen kümmerlichster Art. Ein paar Tage später kehrte ich zum Befehlsempfang in die Stadt zurück, zur guten Stunde. Auf dem Markt spielte eine Regimentskapelle. Soldaten aller Waffengattungen, aller Stämme umringten sie. Plötzlich fährt ein Kraftwagen unter die Menge; die Musik bricht ab.

Deutsche Parade in Brüssel

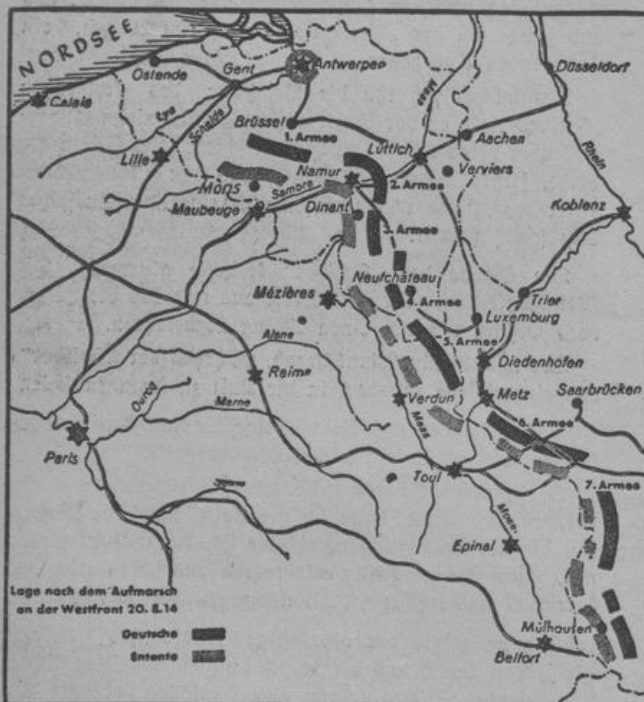


Am 20. August 1914 wurde die belgische Hauptstadt besetzt.

Toten, die die deutschen und französischen Maschinengewehre niedergemäht hatten, an der hohen Meurthebrücke, rauchten und qualmten noch an allen Ecken der Stadt Häuser und Scheunen. Zum ersten Male trat uns der Krieg in seiner unverfüllten Grausamkeit entgegen: Die Kirche durchlöchert wie ein Sieb, der Turm halb eingestürzt, ganze Straßenzüge in Trümmern, in den noch stehenden Häusern die Einwohner in die Keller geflüchtet, ihr Hab und Gut, der Inhalt der Kassen im wüsten Durcheinander, dazwischen marschierende Truppen und Kolonnen, Verwundeten- und Gefangenentransporte. Und das alles getaucht in das gespenstische Licht einer mond hellen Sommernacht. Lange dauerte es, bis unser Stab

Ein hochgewachsener General erhebt sich im Wagen. Hoch schwingt er ein weißes Blatt und liest mit weitgeschallender Stimme: „Unsere Truppen in Preußen unter Führung des Generalobersten von Hindenburg haben die vom Naraw vorgeschobene russische Armee in der Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavallerie-Divisionen in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Gilsburg und Ortschaften geschlagen und verfolgen sie jetzt über die Grenze. Der Generalquartiermeister v. Stein.“ Ein brausendes Hurra antwortet, die Musik spielt den Preußenmarsch.

Das ist meine letzte freudige Erinnerung an Baccarat. In einer sturmburchgepeitschten Septembernacht sah ich die Stadt noch einmal. Im Kraftwagen hatte ich über Gräben und Granatlöcher hinweg bis in die vorderste Linie den Befehl zur Räumung der Stellung gebracht. Völlig verständnislos hatten mich Führer und Truppe angestarrt. Was waren ihnen Marne und Schlacht und strategische Rücksichten? Sie wußten nur, daß sie den Gegner geschlagen hatten und hier ausharren konnten, solange es verlangt wurde. Nun stand ich an einer Straßenecke des Städtchens, das vor wenigen Wochen unseren Siegesjubel sah, und wartete das Herankommen des Regiments ab. Bange Sorgen durchzogen mein Herz. Die Offensive gescheitert, die Armee auf dem Rückzug, die Grenze so nahe. Aber dann kamen sie heran, unsere braven badiischen Jüngens. Ueber und über bedeckt mit dem Schlamm und dem Rot der Gräben und Straßen, durchweicht bis auf die Knochen durch die endlosen Regengüsse der letzten Tage, leuchtend unter der Last des Gepäcks, aber doch aufrecht und stramm, als sie das Pflaster unter den Füßen fühlten, die Augen der Franzosen auf sich gerichtet sahen. Brausend schallte es aus ihren Reihen: „Haltet aus, haltet aus, laßt hoch das Banner wehn!“ Mein Herz ward ruhig. So lange solcher Geist herrscht, kann Deutschland nicht zu Grunde gehen.



So stand der Vormarsch im Westen am 20. Aug. 1914

ein Unterkommen fand; Kleinbürger, verängstigt und verstört, ihr Gespräch eine ständige Variation des Themas: „La guerre, quel malheur pour nous, pour vous, pour tout le monde.“ Ihre Wohnung: eine überaus feine Anbahnung von Geschmackslosigkeiten und Ritzsch.

Mit dem Morgengrauen, mit dem Sonnenlicht wandelte sich die Tragödie in ein Idyll. Der Stab kam in Reserve, konnte die Bagage heranziehen, sich waschen, reinigen und erholen nach den Aufregungen der letzten Tage. Die Quartierwirte wurden zutraulicher. Madame machte mir Umschläge um meinen verletzten Fuß und Monsieur rüddte eine, wenn auch saure Flasche Rotpion heraus.

Der Husar

Eberhard Strauß

Es war im August 1914. Ueber die mittägliche Dorfstraße kam ein verstaubter Reiter auf abgetriebenen Pferde. Das Gewehr trug er schüßbereit in der rechten Hand. Er blickte sorgfältig die Häuserreihen entlang, Fühner scharrten im Sande. Ein Hofhund rief jaulend an der Kette. Er hatte Durst und niemand kam, ihm Wasser zu bringen. Die Türen der Ställe und Häuser standen weit offen, aber kein Viehgebrüll, kein Stampfen



Gefangene Franzosen werden eingebracht



Schwarze Truppen während der Rast

und Kettengeläut, kein Kinderlachen ließ sich hören. Am Kirchplatz lag ein zusammengebrochener Leiterwagen. Hausrat war über das Pflaster gerollt. Eine Kasse schnurrte behaglich auf einem Kissen. Das Dorf war menschenleer. Seine Bewohner waren mit der letzten deutschen Truppe vor den heranrückenden Russen der Sasanow-Armee zurückgegangen. Der Husar rief sich die schweißfeuchte Stirn. Er hing den Karabiner über die Schulter und stieg etwas steif vom Pferde. Er ließ das Tier am Brunnen laufen. Er selbst kühlte sich das brennende Gesicht, ließ das Wasser in die Hände laufen, trank das frische Naß erst in kleinen, dann in vollen Zügen.

Vom Dorfeingang näherte sich Pferdegetrappel, der Husar hob den Kopf, horchte, dann zog er sich schnell in eine Seitengasse zurück, wo er hinter einem Gartenzaun stehen blieb.

Drei Kosaken ritten auf den Brunnen zu, sprangen von den kleinen Pferden und ließen sie trinken. Sie lachten und spritzten sich mit Wasser, sie waren ganz sorglos und sicher.

Der Husar horchte angeknert, ob nicht weitere Kosaken in das Dorf ritten. Aber alles blieb still. Die drei Kosaken waren wohl die erste Patrouille, die den Deutschen folgte. Der Husar hob den Karabiner, sein Gesicht wurde hart und fest. Er zielte kurz und im Knall des Abzuges warf ein Russe die Arme hoch und fiel mit dem Gesicht auf das Pflaster, wo er liegen blieb. Die beiden Kosaken waren sehr erschrocken, der eine sprang sofort auf das Pferd, der andere blickte sich über den gefallenen Kameraden, da fragte der Karabiner des Husars wieder, der zweite Kosak fiel lang über den ersten und der dritte jagte in wahnsinnigem Galopp davon.

Der Husar ritt auf Nebenwegen in den nahen Wald. Sein Pferd schleifte sich mühsam dahin, schließlich begann es zu lahmen. Der Reiter stieg ab und zog das Tier am

Kavallerie überholt die Bagage im Feindesland

Zügel hinter sich her. Der Weg war sandig. Nur langsam ging es vorwärts. Schließlich mußte der Soldat das Pferd zurücklassen, er gab ihm einen leichten Schlag und sagte: „Du Vieh, dann mache es gut.“

Zu Fuß schritt er weiter nach Westen hinter den abziehenden Deutschen her. Er war müde und hungrig. Das Marschieren war dem Reiter ungewohnt. Die Füße brannten, aber er hielt sich aufrecht und ging und ging. Der Wald lichte sich, Weiden tauchten auf, ein Stiel gemähten Roggens, hinter fruchtschweren Obstbäumen wurde ein Forsthaus sichtbar. Der Soldat schleifte sich heran. Er trat in das Haus. Auf der Diele tielte eine Standuhr. Ihre Schläge fielen schwer in die beklemmende Stille. Das Haus war verlassen, der Soldat fand die Küche und Brot. Er aß kräftig. Dann warf er sich geküffelt und gespornt auf ein Bett, er war todmüde. Er konnte einfach nicht weiter. Märche und Gefechte lagen hinter ihm. Auf Feindpatrouille fiel sein Kamerad. Nur mit Mühe entran er selbst der Gefangenschaft und nun zog er seit gestern durch menschenleere Dörfer. Er war der letzte am Feind.

Als der Husar erwachte, war es dämmernder Morgen. Er hörte fernem Waffenlärm und das Rollen fahrender Kolonnen. Er sah keinen Karabiner fester. Er trat vorsichtig vor das Haus, er sah russische Infanterie am Waldrand. Wollte er entweichen, so mußte er über das Stoppelfeld. Lebend wäre er nicht fortgekommen.

Der deutsche Soldat wußte, was von ihm erwartet wurde. Er stieg auf den Dachboden, löste vorsichtig eine Ziegel, schob das Gewehr heraus und schob nach dem Waldrand, wo die russische Infanterie stand. Der Feind fluchte. Kommandos klangen kurz und scharf. Die Soldaten spritzten auseinander und bewegten sich in Schützenkette gegen das Haus. Der Husar schob so ruhig wie auf dem Scheidenstand. Die Russen warfen sich hinter eine Bodenwelle, sie gaben Schützenfeuer auf das Haus ab. Plötzlich ratterte ein M.G. Die Dachpfannen zerprangen... und dann schob der Husar nicht mehr.

Als die Russen das Haus durchsuchten, fanden sie ihn auf dem Gesicht liegend.

Sie begruben ihn mit ihren Toten am Waldrand. Auf seinem Grabe steht: „Hier ruht ein unbekannter deutscher Husar.“ Und eine Fülle bunter Blumen blüht jeden Sommer auf seinem Hügel.

Drei Kriegsbriefe gefallener Studenten

Wir entnehmen die nachstehenden drei Briefe der Sammlung „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, herausgegeben von Professor Dr. Philipp Witkop (Verlag Georg Müller, München).

Brief des stud. phil. Wilhelm Wolter aus Kadow in Mecklenburg; gefallen bei Vouziers am 16. April 1915. Bei Vouziers, April 1915.

Draußen knattert die ganze Nacht heftiges Gewehrfeuer; nach unseren Beobachtungen scheint wieder ein Sturm bevorzustehen. Ich habe mich längst mit allen Möglichkeiten abgefunden. Man sagt immer, es mühte für die Jungen leichter sein, in den Tod zu gehen, als für die Väter, die Väter und anderen. Ich glaube kaum; denn ein solcher wird die Aufgabe seines Lebens, wenn er überhaupt eine Sendung in sich fühlt, doch wenigstens zum größten Teil gelöst haben, und in seinen Werken, gleichviel welcher Art, in seinen Kindern wird man seine Spur immer wiederfinden, wird er weiterleben. Er muß also doch nicht allzu schwer für einen hohen Zweck sterben können. Ich fühle auch eine Aufgabe in mir. Ich glaube, den Menschen etwas zu sagen zu haben, und möchte von den reichen Schätzen, die Gott mir ins Herz gelegt und die mich oft mit tiefem Glück durchzittert haben, den Menschen weitergeben. Aber ich habe noch keine Zeit zum Ernten gehabt — und wenn man mir keine Zeit zum Ernten läßt? Vergib solche Worte. Es wird nicht so kommen, und wenn auch, es wird Gottes Güte immer einen Ausgleich, ein Vollen und Erfüllen des Vollen schaffen — und das muß der Trost sein: Schönheit von solcher Höhe ist fürchterlich, ein Hauch des Ewigen, der ihn selber ahnen läßt, und nicht vorbei mit dem Tod. April 1915.

Brief des stud. med. Walter Kohn aus Hamburg; gefallen am 24. April 1915 beim Sturm auf die Combres-Höhe. Vor dem Sturm am 24. April 1915.

Ihr meine Lieben!

Hoffentlich wird Euch kein treuer Kamerad diesen Brief senden brauchen, denn es ist ein Abschiedsbrief. Solltet Ihr ihn in Händen halten, so wißt denn: ich bin gefallen für meinen Kaiser, für mein Vaterland und für Euch alle. Es gilt jetzt einen schweren Kampf und es ist leuchtender, lodender Frühling. Ich habe Euch nichts weiter zu sagen, denn ich habe keine Geheimnisse gehabt. Und wie ich Euch danke für das, was Ihr alle drei mir im Leben Gutes getan habt, wie ich Euch allen für den Sonnenschein und das Glück danke, in dem ich lebe, wißt Ihr. Freudig, dankbar und glücklich werde ich sterben, wenn es sein muß! Dieses aber soll noch ein Gruß der heiligsten Liebe sein für Euch alle und für alle, die mich liebten. Ich trage diesen letzten Gruß bei mir bis zum letzten Augenblick. Dann sei er durch treue Kameraden Euch gelangt und mein Geist wird bei Euch sein. Der gnädige große Gott behüte und segne Euch und mein deutsches Vaterland! In inniger Liebe Euer treuer Walter.



Brief des Handelshochschülers Georg Stiller aus Berlin, gefallen am 29. Mai vor der Combres-Höhe

Sonntag, 16. Mai 1915.

Heut' ist ich auf Combres in der schlechtesten Stellung. Sonntag — anderswo ist Ruhe und Frieden, nur hier geht das Morden weiter, fortwährend die schweren Granaten und Schrapnells und Gewehrfeuer. Die Natur ist im schönsten Frühlingskleid, die Sonne lacht vom blauen Himmelszelt — aber durch die blühende, grüne Natur fliegen Granaten, zermettern all die Bäume und frischen Sträucher, reißen tiefe Ränder in den Erdboden und zerreissen junge, blühende Menschenleben. Ich habe heute meine Sonntagsandacht gehalten, was ich sonst im Frieden sehr selten getan habe; hier lernt man wieder beten und sich an seinen lieben Herrgott klammern. Hier merkt man erst, welch große Stütze in Gefahr und Not ein guter, inniger Glaube ist und wie ein Kirchenlied oder Psalm einen tröstet und beruhigen kann. Sollte mir der liebe Gott das Leben schenken, daß er mich wieder glücklich aus dem Kampfe herausführt, so werde ich immerdar sein treuer und inniger Jünger sein. Es ist ein merkwürdiges Ding um das menschliche Herz. — Ist die Gefahr am nächsten, so ist Gott am größten — sage ich mit Umkehrung. — Solange es dem Menschen gut geht, denkt er nicht daran, Gott zu bitten, ihm seine Taten und Wege zu leiten, ist er jedoch in Gefahr, so erinnert er sich plötzlich, daß er ja noch eine Stütze hat, an die er sich klammern kann. Ich will mich durchaus nicht besser machen als ich bin, aber mir ist es auch so gegangen. Seit ich von der Schule weg bin, hatte ich mir eine eigene Religion zurechtgelegt, so wie es mir paßte, ohne mein Gewissen, mein innerstes Denken zu fragen. — Erst die Gefahr bringt mich meinem Gott wieder näher. — Ich glaube, so wie mir wird es auch noch vielen anderen gegangen sein, die vorher gedankenlos Gott und ihre Religion vergessen hatten und die nun durch Not und Tod ihren Glauben wiedergefunden haben. Und das wird nicht der kleinste Gewinn aus dem ungeheuren Weltkriege sein, der uns so vieles Teures entreißt, aber auch manches Gute bringen wird. Es wird nach dem Kriege eine Vertiefung der Religion, ein innereres, einfältigeres Verstehen und Fühlen eintreten.

WOCHENEND

Xanten, die Stadt der Heiligen am Niederrhein

Von Franz Kessler

Die alte Stadt Xanten am Niederrhein verdankt ihren etwas hart und spröde klingenden Namen den 360 römischen Legionären, die dort am Ende des 3. Jahrhunderts für Christus und seine Lehre ihr Blut vergossen haben. Ursprünglich in der Form „ad sanctos“, das heißt „zu den Heiligen“ wandelte sich der Name der Stadt später in Sancten oder Xanten. Die vielen Soldaten und Märtyrer, die heute als waffengeschmückte Patrone das alte Xanten beschirmen, gehörten mit ihrem Hauptmann St. Viktor zur sog. Thebaischen Legion, die sich durch

und der spätere Erzbischof von Magdeburg, wurde um 1085 als Sproß derer von Gennep zu Xanten geboren, war Stifter des dortigen Kapitels und führte nach seiner plötzlichen Bekehrung (1115) mehrere Jahre ein Bisher- und Einsiedlerleben in der Heimat. In Norberts Charakterbild will uns so manches als typisch nieder-rheinische Wesensart erscheinen, so vor allem die Hartnäckigkeit und Willensenergie, mit der er als Ordensstifter und Kirchenfürst seine für Staat und Kirche gleich wichtigen Entschlüsse trotz aller Widerstände in die Tat umzusetzen pflegte. Die Stadt Xanten zeigt an Norbertuserinnerungen die Geburtsstätte des Heiligen, seine niedrige Bisherzelle in dem malerisch überbauten Eingangstor zur Domimmunität und zwei Reliquien, die 1675 und 1921 aus der Prämonstratenserabtei Strahow in Prag nach Xanten überführt und neuerdings durch ein

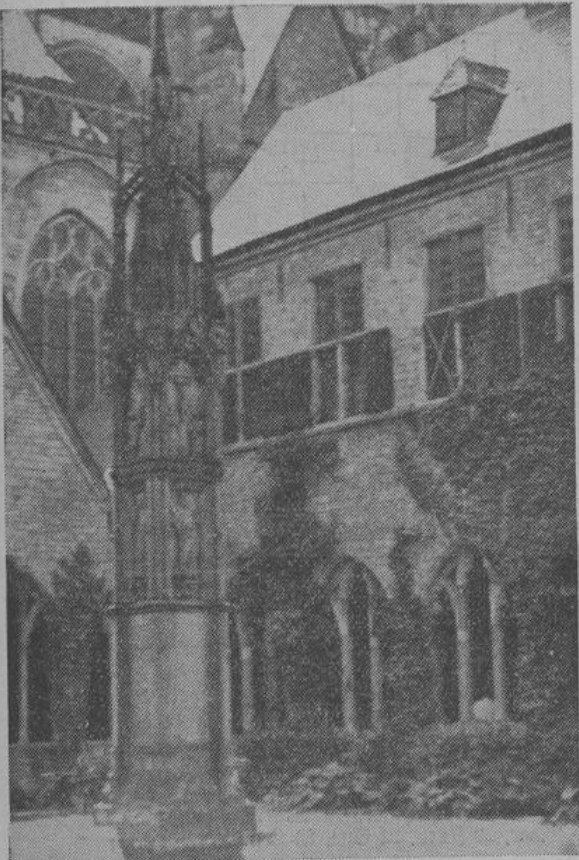
des Domes stößt der alte Kreuzgang des Xantener Stiftes, von dem man seinen Blick immer wieder durch die maßwerkgeschmückten Bogenöffnungen in den grünen Binnenhof gleiten läßt, gebannt durch die wahrhaft monumentale Erscheinung St. Viktors.

Die große Zahl von erhaltenen Altären aus der Zeit, da der Viktorsdom noch Stiftskirche war, beweist, daß der echte nieder-rheinische Konservatismus auch heute noch lebendig ist. Man vergleiche da den Xantener Dom mit so vielen anderen rheinischen Kirchen stromaufwärts, in denen das gute alte Inventar sämtlich verschwunden ist. In Xanten sind nicht nur 22 Altäre mit ihren holzgeschnittenen Aufsätzen erhalten, sondern auch der Chorlettner, der doch seine Bedeutung seit Aufhebung des Stiftes vollständig verloren hat. Von den Altären ist nicht der Hochaltar mit dem Schrein des hl. Viktor (von 1129) und mehreren spätgotischen Reliquienbüsten auch der künstlerisch bedeutendste, sondern der im südlichen Seitenschiff stehende Marienaltar, die Arbeit eines Heinrich Douvermann von ca. 1535. Ganz besonders interessiert uns hier die Predella des Altars mit einem Stammbaum Jesse, der in seinen bizarren Krümmungen und Verästelungen an ein kompliziertes Baumwurzelsystem erinnert. Vor dieser Schnitzerei, die nur noch ein unruhig bewegtes Linienspiel darstellt, versteht man nicht nur den Begriff des spätgotischen Barocks, sondern erlebt gleichzeitig etwas von dem echt nordischen Formgefühl, wie es uns schon in dem krausen Ornament der Wifingerschiffe und in dem Bandgeschlinge irischer Buchmalereien entgegentritt. Der Xantener Marienaltar Douvermanns ist ein Hauptwerk der Kalkarer Schnitzerschule, die den künstlerischen Ruhm der nieder-rheinischen Landschaft begründet hat. Daß ein Stück wie der Stammbaum Jesse jedoch nicht das ganze Wesen der nieder-rheinischen Schule verkörpert, zeigen die wirklich groß gesehenen Gestalten und Figurengruppen der sog. Berendonschen Kreuzwegstationen draußen auf der Südseite der Kirche. In die-



Figurengruppe aus dem Berendonschen Kreuzweg (Nach: Lüthgen, Gotische Plastik in den Rheinlanden)

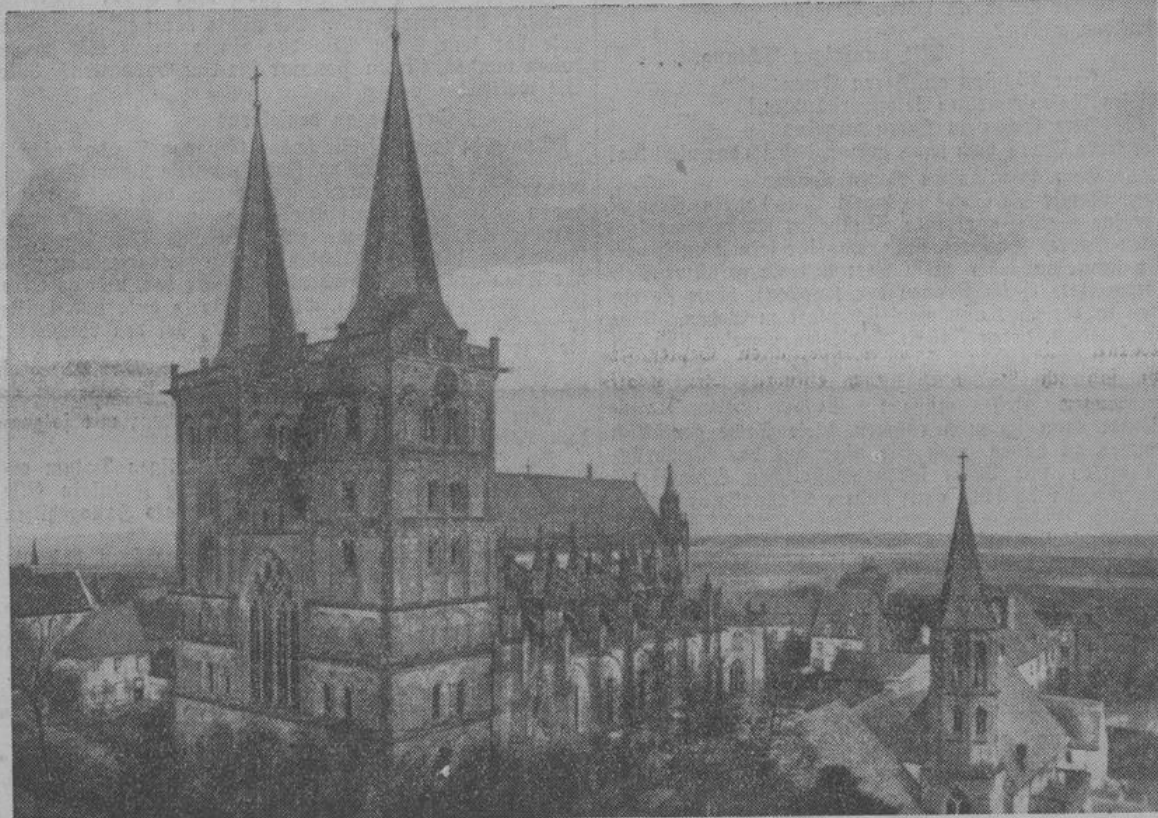
Antik sprüht mutige Entschlossenheit und freudige Einsatzbereitschaft für alles Gute und Schöne. Sein Gegenüber, die hl. Helena, ist ganz weibliche Anmut. Das Gewand umspielt in weichen und zügigen Falten den Körper, der sich selbst in einer gotischen Ausdruckslinie bewegt. Wenn diese mit einem Diadem geschmückte Frauengestalt kein Kreuzsymbol in der Rechten und kein Kirchenmodell auf der Linken trüge, was sie als St. Helena und als Stifterin der Xantener Domkirche kenntlich macht, man würde sie und den Ritter gegenüber für die Eltern des jungen Siegfried halten, der ja, wie das Nibelungenlied singt, zu Xanten geboren wurde.



Im Binnenhof des Domkreuzganges

besondere Tapferkeit auszeichnete, und von der Truppenteile angeblich in Trier, Bonn, Köln und Xanten stationiert waren. Alle diese Truppenteile erlitten nach der Legende den Märtyrertod, aber nur St. Viktor und seine Genossen gaben der Stätte ihres Märtyrertums den bleibenden Namen. In Köln erinnert z. B. nur die St. Gereonskirche, früher „ad sanctos aureos“ (zu den goldenen Heiligen) genannt, an jene mutigen Soldaten und Märtyrer der Thebaischen Legion. In Xanten aber ist der Begriff „ad sanctos“ zum Symbol einer ganzen Stadt geworden, deren Boden heiliges Märtyrerblut getrunken hat.

Die Stadt rechtfertigte auch später ihren Namen Xanten, indem sie einen der bedeutendsten mittelalterlichen Heiligen Deutschlands, den hl. Norbert, hernorgebracht hat. Norbert, der Gründer des Prämonstratenserordens



Der Viktorsdom über Stadt und Landschaft

modernes goldenes Reliquiar in Schreinsform geehrt wurden. Die Stadt ist stolz auf ihren großen Sohn. Das äußerte sich besonders fürzlich, als in Gegenwart des hochwürdigsten Bischofs Clemens August von Münster der 800. Todestag des hl. Norbert († 1134) festlich begangen wurde. Dieser Tag stand unter dem Motto: „St. Norbert, Du Ruhm unserer Heimat, bitte für uns.“

Das Stadtbild Xantens macht dem Namen dieser geheiligten Stätte alle Ehre. Eingebettet in das saftige Grün der fruchtbaren nieder-rheinischen Landschaft und eingefriedigt von dem warmen Ziegelrot einer aus heimischen Baumaterialien errichteten Stadtbefestigung würde sich Xanten kaum von anderen nieder-rheinischen Landstädten unterscheiden, wenn die Stadt und die weite Ebene nicht von dem unvergleichlichen St. Viktorsdom überragt würde, der die Gebeine des römischen Hauptmanns in einem goldenen Schreine birgt. Das hohe und breiträumige Kirchenschiff mit seinen wichtigen Westtürmen ist selber ein heiliger Schrein und wie ein solcher aus fremden Baumaterialien errichtet. Man empfindet diesen Hauch des Sakralen vor allem, wenn man außerhalb der Stadt von einer kleinen Anhöhe aus den Blick über das im Abendsonnenschein friedlich daliegende Land mit seinen hinter Baumgruppen versteckten Dörfern und Weilern hingelenkt läßt und plötzlich im Vordergrund die dunkle und ernste Silhouette von St. Viktor aufsteigen sieht. Der Gegensatz der breit und behäbig gelagerten Ebene und des unwirklich darüber schwebenden Domes gibt der nieder-rheinischen Stadt Xanten, der Stadt „zu den Heiligen“, den künstlerischen Ausdruck.

Der Dom selbst ist in seinem künstlerischen Wesen ganz dem nieder-rheinischen Boden verhaftet. Die beiden westlichen Turmwiesen aus spätromantischer Zeit tragen in ihrer Solidität und spärlichen Gliederung deutlich den Charakter eines Volkschlages an sich, der außerordentlich konservativ und bedächtig ist und nicht viel Worte zu machen pflegt. Das fünfschiffige Langhaus der Kirche, mit dessen Erbauung 1263 in Anlehnung an den Kölner Domchor begonnen wurde, zeigt eine für die nieder-rheinische Landschaft charakteristische Breiträumigkeit, die an Hallenkirchen erinnert. Selbst der Chorraum, der doch auf den Hauptaltar hin konzentriert sein müßte, zerfließt wegen der diagonal gestellten Nebentapellen in die Breite. Unmittelbar an die Nordseite

sen tüchtigen Renaissancebildwerken von ca. 1530 hat sich zur Monumentalität der Form eine Monumentalität des seelischen Ausdrucks gefunden, wie sie im nieder-deutschen Gebiet nicht selten zu beobachten ist.

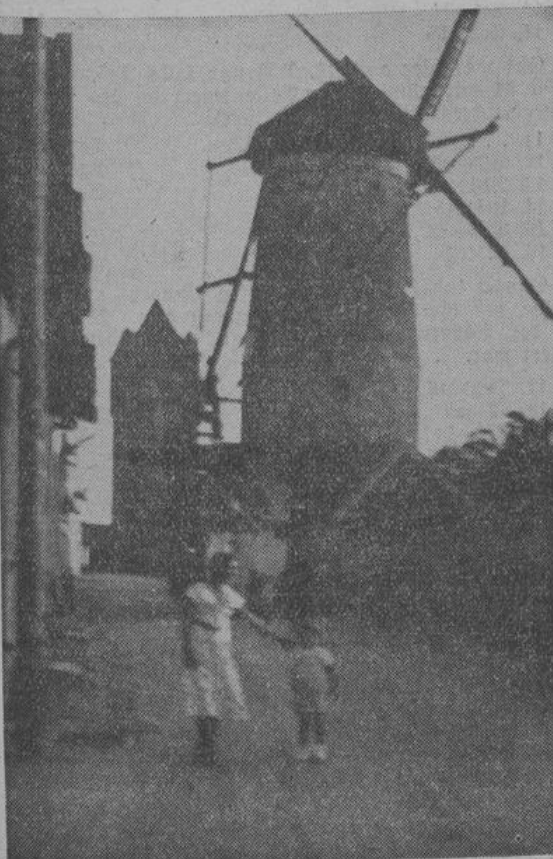
Seelengröße und Seelenadel spricht auch aus den Figuren eines hl. Viktor, einer hl. Helena und einer Verkündigungsgruppe an den Chorpfählen des Domes. Es sind Skulpturen aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts von stark höfischem Charakter. St. Viktor steht da als jugendlicher Held. Bekleidet mit einem Kettenhemd und einer weiß darüber fallenden Kutte, flüßt er sich auf seinen großen Schild und umfaßt siegesbewußt den Schaft seiner Lanze. Aus dem männlichen, Iodenumrahmten

Do wuets in Niderlanden eins ebeln Küniges Kind, der Vater, der hieß Sigmund, sie mueter Sigelint, in einer richen bürge, witen wohl bekant, nidene bi dem Rine: diu was ze Santen genant.

Das Heldische und Höfische dieses germanischen Epos klingt bei den Pfeilerfiguren des Xantener Domes noch deutlich mit, mögen auch St. Viktor und St. Helena die Helden und Heiligen einer christlichen Legende sein. In der mittelalterlichen Kunst der Stadt Xanten, wie in der des deutschen Vaterlandes überhaupt, steht eben noch sehr viel wesenhaft germanisches Volkstum, das durch die christlichen Einflüsse nicht verfälscht, sondern nur zu einer neuen klangvolleren Sprache erweckt wurde.



Partie an der Stadtmauer



Türme und Mühlen schauen ins Land



Wurzel Jesse von Hrch. Douvermann (Nach: Lüthgen, Gotische Plastik in den Rheinlanden)

Heitere Welt.

Eine Frage.

„Was hält die Ziegeleier in einem Hause zusammen?“
„Der Mörtel natürlich!“
„Ach — und ich habe immer geglaubt, der Mörtel trennt sie voneinander!“

Nobel.

„Einen Wagen werden Sie doch bei Ihrer Trauung nicht nehmen, wo Sie gerade der Kirche gegenüber wohnen?“
„Aber selbstverständlich — was würden die Leute denken... Wir flüchten eben an der einen Seite zum Wagen hinein und zur anderen wieder hinaus.“

Allerlei Winzige.

„Bringen Sie zuerst die Suppe, aber nicht zu heiß — dann zwei gekochte Eier, aber nicht zu hart — danach ein Schnitzel, aber nicht zu scharf gebraten — zum Schluß den Kaffee, aber nicht zu stark — und zum Schluß die Rechnung, aber nicht zu hoch!“

Praktischer Ratsschlag.

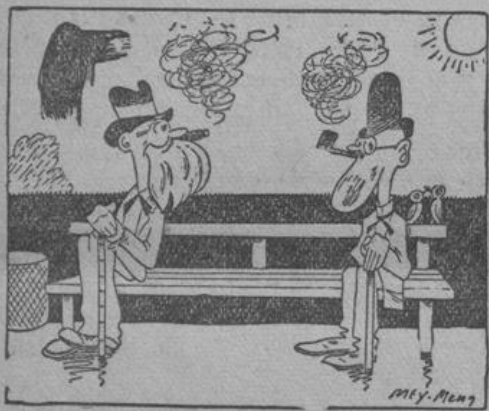
Am Bahnhof der Residenz Rudolstadt befindet sich folgender Anschlag für das Publikum: „Reisende, welche die Toiletten des Bahnhofs benutzen wollen, können zu diesem Zweck durch die Sperre gelangen. Man wende sich an den Bahnhofschafter behufs Hergabe des Schlüssel.“ Ein Späköpfer schrieb darunter: „In besonders eiligen Fällen wende man sich an die Generaldirektion in Erfurt.“

Heimgeschehen.

Zu einem Astronom kam eines Tages eine hochgeachtete Dame, die gleich ihm wegen ihres heißen Wages gefürchtet war. Sie wollte auf der Sternwarte einen neuen Stern entdecken. Als der Sternwarte ihr nun alles erklärte und auf Befragen auch den Namen des Sternes genannt hatte, fragte ihn die Dame: „Sagen Sie mal, Herr Professor, wie haben Sie denn eigentlich den Namen des Sternes herausgefunden?“ Darauf antwortete der Astronom: „Im allgemeinen ist es ja außerordentlich schwer, den Namen festzustellen; in diesem Falle aber hatten wir Glück: es hing noch das Etikett dran.“

Er hat's gut vor.

Der Lehrer findet im Schulbuch eines achtjährigen Schülers einen Zettel, auf dem die Namen von sieben Mädchen geschrieben stehen. Auf die Frage, was das bedeuten solle, erhält er die Antwort: „Die muß ich noch alle verheiraten!“



Der alte Vogel Strauß.

„Mein Hausarzt erlaubt mir nur zwei Zigarren täglich.“
„Aber Sie rauchen doch den ganzen Tag?“
„Ich habe noch drei Ärzte, die mir auch zwei täglich erlauben.“

Das verrückteste Komma.

Plötzlich kam der Baron Greifenfels herein auf dem Kopf, den spiegelnden Zylinderhut an den Füßen, glänzende Lackschuhe in der Hand, den Stiefel mit silbernem Griff im rechten Auge, das blühende Einglas laut und schallend und rief: „Guten Tag, alter Junge!“

Meier und Müller haben eine kleine Schreinerei gemeinsam und sind zwei fleißige Arbeiter, nur trinken sie öfter mal einen über den Durst. Seit dem Ersten aber haben sie sich geschworen, das soll anders werden. Eine Flasche Schnaps ist noch in ihrem Besitz, und sie einigen sich dahin, daß sie im Schrank stehen bleiben soll für den Fall, daß einer von beiden krank wird.

Drei Tage sind vergangen, da konnte Meier nicht mehr widerstehen. Er geht an den Schrank und sagt zu seinem Kollegen: „Du, Fritz, mir ist gar nicht gut!“
„Dann kommst du zu spät“, erwiderte der, „mir ist schon vorgestern nicht gut gewesen.“

Die Sache mit den Konservendosen

Von Kelvin Hindemann.

Brief von Herrn John Higgins an Herrn Esben Owen, der in einem Kolonialhaus neben ihm wohnt.

Lieber Herr Owen!
Wie ich Sie schon einmal persönlich aufmerksam gemacht habe, haben Sie die im höchsten Grade unangenehme Gewohnheit, Ihre leeren Konservendosen in meinen Garten zu schleppen, aber ich bin überzeugt, daß diese kleine Erinnerung Ihnen — sicherlich gemühtlich gemeint — Verzeihung von Haus zu Haus ein Ende machen wird.

Der Herr an denselben:

Eben, als ich meinen Brief an Sie abgeschickt habe, landet eine leere Dose zwischen meinen Alpenrosen auf dem Steinbügel. Bitte, verschonen Sie uns in unserem Garten mit Ihren Dosen!

Herr Owen an Herrn Higgins:

Ich schmeiße überhaupt nichts in Ihren Garten! Herr Higgins an Herrn Owen:

In jedem Fall schmeißt irgend jemand bei Ihnen. Eben während ich diese Zeilen schreibe, werden zwei leere Leberpastetendosen unter meine kurzstammigen La Francosen à 4,50 geworfen. Ihr Vorgehen ist ebenso sonderbar wie unannehmlich, und Sie verschlimmern die Sache nur noch durch Ihr Leugnen. Denn eines steht fest: Jemand bei Ihnen ist der Verursacher dieses Vandalentums!

Mit der nötigen Achtung...

Herr Owen an Herrn Higgins:

Verzeihen Sie?

Mit unnötiger Achtung...

Herr Higgins an Herrn Owen:

Dieses Dosen-schmeißen selbstverständlich!

Herr Owen an Herrn Higgins:

Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich das nicht tue!

Herr Higgins an Herrn Owen:

Jetzt ist mir die Sache zu bunt! Alles hat eine Grenze! Als meine Gattin vor einer Stunde in meinem wohlgepflegten Garten spazieren ging, was ihr kein Mensch verdenken kann, und eben mein Beet hellroter gefüllter Nelken betrachtete (sechs Kronen der Knollen), hörte sie ein Pfeifen in der Luft und warf sich platt zu Boden. Eine große Klobdose, deren Inhalt Aprikosen gewesen sind, fiel auf ihren Rücken nieder. Hätte sie sie getroffen, würde sie sie schwer verletzt haben — und dann hätte ich Sie zur Verantwortung ziehen müssen!

Bisher kann ich mich rühmen, diese Sache gemühtlich genommen zu haben, muß Sie aber auf das Nachdrücklichste bitten, mit Ihrer lebensgefährlichen Schmeißerei aufzuhören, da ich sonst ganz andere Maßnahmen treffen müßte!

Die Aprikosendose habe ich aufgehoben, sie wird als Beweisstück bei Gericht dienen können!

Herr Owen an Herrn Higgins:

Niemand bei uns ist Aprikosen, und schon gar nicht eingekochte Aprikosen!

Die in Ihrem Brief vom heutigen erwähnte Dose

„Adalbert, wer hat Deinen Aufsatz geschrieben?“
„Mein Vater!“
„Was, den ganzen Aufsatz?“
„Nein... ich habe ihm etwas dabei geholfen!“

Landgerichtsrat Dr. Heimann wird verurteilt. Von Leipzig nach Röhrenbroda. Nachdem er sich in Röhrenbroda einige Male eingerichtet hat, sagt er zu dem alten Gemeindevorsteher Knöfel: „Knöfel, ich habe keine Lust, hier langweilige Antrittsbesuche zu machen, wir machen die Sache so: Hier habe ich eine Liste von allen Familien und Persönlichkeiten, die in Frage kommen, Sie gehen jetzt in mein Arbeitszimmer und holen meine Karten aus der rechten Schreibtischschublade. Dann nehmen wir eine Tasse, fahren überall vor, ich bleibe im Wagen sitzen, und Sie gehen überall hin und geben jedesmal mit einer schönen Empfehlung von mir eine Karte ab, verstanden?“

Gesagt, getan!

Von morgens 10 bis nachmittags 5 Uhr fährt das Taxi durch Röhrenbroda, treppauf läuft der Gemeindevorsteher Knöfel.

Endlich fragt Landgerichtsrat Dr. Heimann: „Na, Knöfel, haben Sie überhaupt noch Karten?“

„Worauf Knöfel treuherrig erwidert: „Man bloß noch zwei Stück, Herr Gerichtsrat, Kreuz- und Karo-Dame!“

kann also gar nicht aus meiner Küche stammen! Bitte, verschonen Sie mich mit Ihren albernen Beschuldigungen!

Herr Higgins an Herrn Owen:

Bei näherer Untersuchung der erwähnten Dose stellt sich heraus, daß der Inhalt eingekochte Pfirsiche und nicht Aprikosen waren — und gleichzeitig kann ich Ihnen mitteilen, daß es uns gelungen ist, Ihren Dosen-schleuderer auf frischer Tat zu ertappen. Meine Frau ist nämlich auf das Dach geklettert und hat sich hinter den Schornstein gesetzt, und von dort sah sie, selbst ungehört, Ihre junge Stütze Elise eine leere Sardindose und zwei leere Erdbeerdosen in meinen Garten werfen, wodurch sie einen fruchttragenden Paradiesäpfelbaum beschädigte, der zwölf Kronen gekostet hat.

Es ist nun endlich bewiesen, daß die Dosen aus Ihrem Hause stammen und Sie für alle Folgen verantwortlich sind. Ich behalte mir das Recht vor, wie immer geartete Schritte in dieser Angelegenheit zu unternehmen, falls dieses Bombardement nicht augenblicklich aufhört.

Herr Owen an Herrn Higgins:

Lieber Freund!

Was wollen Sie da machen? Ich habe Elise schon tausendmal gelacht, daß sie keine Dosen in Ihren Garten werfen darf. Weiter geht meine Verantwortung absolut nicht.

Warum wollen Sie sich durch eine Klage lächerlich machen? Aus mir werden Sie nichts herauskriegen, und Elise hat kein Geld. Also das einzige, was Sie davon haben werden, ist ein Honorar für den Advokaten! Wie Sie wollen!

Der Herr an denselben:

Das geht zu weit! Sie haben (leugnen Sie das nicht!) mit unserer jungen Stütze, Fräulein Elise Rasmussen, gesprochen, und sie derartig aufgeregt, daß sie auf und davon gegangen ist, mit Preisgabe eines Monatslohnes! Wir waren immer sehr zufrieden mit Fräulein Elise Rasmussen, die ihre Pflichten stets zu meiner wie zu meiner Frau größten Zufriedenheit erfüllt hat, und es wird sehr schwer für uns sein, wieder eine so gute und sanfte junge Dame zu finden — namentlich bei den Nachbarn, die wir haben!

Ich muß Sie für Fräulein Elise Rasmussens Verschwinden verantwortlich machen!

Herr Higgins beendet die Korrespondenz mit folgendem Brief an seinen Nachbarn:

Im Besten Ihres Geistes vom heutigen Datum erlaube ich mir hiermit mitzuteilen, daß Fräulein Elise Rasmussen von morgen an den Posten als Hausgehilfin in meinem Hause tritt.

Ich darf mir vielleicht gestatten hinzuzufügen, daß wir ein wohlfortiertes Lager leerer Dosen liegen haben — für den größten Teil derselben schulden mir Ihnen vielen Dank — und wir geben uns der Hoffnung hin, daß Fräulein Elise Rasmussen ihren jetzigen Posten ebenso zufriedenstellend ausfüllen wird, wie ihren bisherigen...

Sieben mal sieben.

Ein junges Mädel kam in ein Lotteriegeläch und wollte ein Los kaufen. Aber es mußte durchaus die Nummer 51 sein. Sie erhielt auch das Los. Nach acht Tagen war Ziehung, und wirklich, sie bekam einen Gewinn von fünftausend Mark. „Wie sind Sie denn gerade auf die Nummer 51 gekommen?“ fragte der Lotterieverteiler.

„Das will ich Ihnen gern sagen“, antwortete die niedliche Kleine, „ich habe 7 Nächte hintereinander von der Zahl 7 geträumt, und weil 7 mal 7 doch 51 ist, darum wollte ich gerade diese Nummer haben!“

„Wie hoch ist Dein Einkommen?“
„Jährlich fünftausend Mark.“
„Na, da verdienst Du ja auch mehr, als Du verdienst!“

Angüßlich.

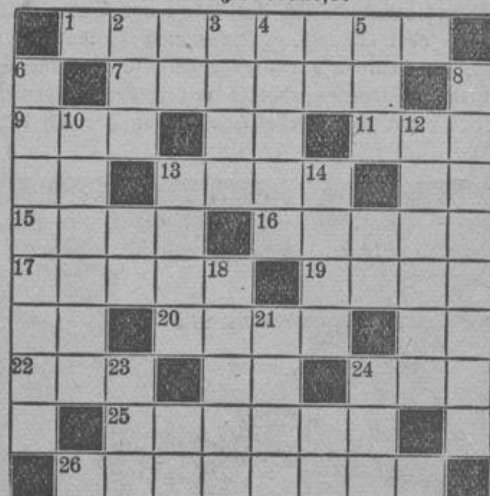
Piefke kommt schwer geladen heim. Seine treue Ehehälfte empfängt ihn mit den beständigen Vorwürfen. Das empört Piefke so, daß er aufspringt, zur Tür schwankt und sagt: „Wenn du jetzt nicht gleich still bist, gehe ich in die Spree!“

„Das könnte dir so passen“, lacht es ihm entgegen, „damit du die auch noch ausäusst!“

Auf dem Potsdamer Platz in Berlin steht ein Schupo und kratzt sich am Hals. Ein neben ihm stehender Schusterjunge hat es beobachtet und sagt zu ihm: „Sie, der war ein Floh, den müssen Sie verhaften wegen Beamtenbestechung.“

Käufel-Ecke.

Kreuzworträtsel

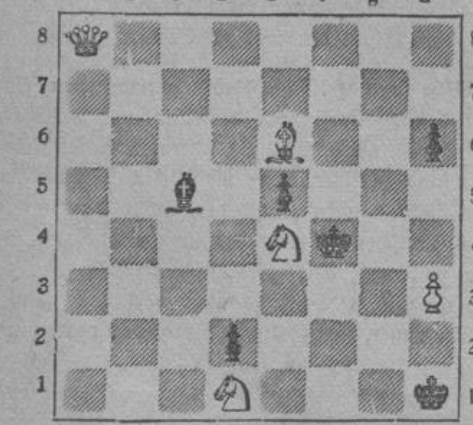


Bedeutung der einzelnen Wörter:
a) von links nach rechts: 1 Stiefel, 7 Stadt in Dalmatien, 9 Stammvater, 11 Figur aus den Nibelungen, 13 russisches Gouvernement, 15 Stadt, 16 pomerisches Landgestüt, 17 großer russischer Bar, 19 weiblicher Vornamen, 20 Delphin, 22 Molch, 24 Verpackungsort, 25 Stadt in Thüringen, 26 Storchvogel;
b) von oben nach unten: 2 Körperteil, 3 menschenfressender Riese, 4 Teigmache, 5 starker Strich, 6 chemischer Grundstoff, 8 Fluß in Dänemark, 10 Teil des Bahnwagens, 12 Strom in England, 13 Spielart, 14 Marmortisch in St. Paul, 18 Stadt in Polen, 21 Dialekt des Sanskrit, 23 Abzeichen, 24 Zeitabschnitt.

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels.
Kreuzworträtsel: a) 1 Fehrbellin, 7 Berliner, 9 Hara, 11 Rat, 13 Kuh, 14 Wan, 15 Hart, 16 Nabe, 17 Anni, 18 Hen, 21 Tag, 22 Seaf, 24 Duerer, 25 Tabernakel, b) 1 Fahrenheit, 2 Reh, 3 Bret, 4 Era, 5 Leo, 6 Nachigall, 8 Salzer, 10 Wurm, 12 Tabu, 13 Rant, 19 Meer, 20 Farn, 22 Sue, 23 Lea.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.
Aufgabe Nr. 33 von J. Scheel.
(Trollhättans Schachklub-Turnier 1918).
Schwarz: Kf4, Lc5, Bd2, c5, h6 (5)



Weiße: Kf1, Da8, Le6, Ed1, e4, Bh3 (6)
Matt in 3 Zügen.

Ein Sieg konsequenter Angriffsführung.

Die folgende hübsche Angriffspartie, die wir den „Deutschen Schachblätter“ entnehmen, wurde kürzlich in einem kleinen Wettkampf zwischen dem erfahrenen Turnierspieler v. d. Bofsch und dem holländischen Jungmeister v. d. Bofsch gespielt. Der österreichische Meister, der durch einen Überlegungsfehler in der Eröffnung die Grünfeldverteidigung seines Gegners als zweifelhaft dantun zu können glaubte, mußte dem talentierten Turnierspieler schon bald die Führung der Partie überlassen und sich nach verzweifelter Gegenwehr einwandfrei geschlagen begeben.

Partie Nr. 63 Grünfeldverteidigung.

Weiße: Spielmann, Oesterreich.
Schwarz: v. d. Bofsch, Holland.

1. d2-d4 e7-e6
2. c2-c4 d7-d5
3. Sb1-c3
4. Lc1-g5

Damit glaubte man in der letzten Zeit der Grünfeldverteidigung den Garaus machen zu können. Von der früheren Spielweise 4. e3, Lg7, 5. Sf3, 0-0, 6. Db3, usw. ist man neuerdings abgekommen, da Schwarz sich nach 6. Db3 nicht auf die schwierige Verteidigung mittels c6 und e6 einlassen braucht, sondern mit dxc4 nebst Sc6 ein freies Spiel anstreben kann.

5. Sc3xc4 d5xc4
6. Db1-b2

Mit diesem Zuge glaubte Spielmann wegen der gelegentlichen Drohung Lb6 dem schwarzen Gegenpiel die Spitze abbrechen zu können. Der holländische Jungmeister bemerkt jedoch durch aggressive Gegenwehr die Korrektheit der von ihm gewählten Verteidigung.

6. d4-d5 c7-c5!
7. d4-d5 c6-b7
8. f2-f3
9. f3xc4
10. 0-0-0
11. b2-b3
12. e5 Se4! nebst Da5+ fortfahren und stände dann ebenfalls klar überlegen.

Auf 10. Lb1 könnte Schwarz mit h6 11. Lf4 (Lh4 g5) Sg6! 12. e5 Se4! nebst Da5+ fortfahren und stände dann ebenfalls klar überlegen.

Die andere Möglichkeit bestand hier in 11. Ab1 Dxc4 12. Dc2 mit Damentausch und sichtbar Stellungsvorteil für Schwarz.

11. Lg5-h4
12. Lg5-h4
Die scheinbar starke Fortsetzung 12. ... g5 13. Lg3 Df6 wird von Weiß mit Dc2 beantwortet. Er dürfte sich dann wohl hinreichend verteidigen können. Mit dem Textzug beachtet Schwarz die Aufrollung des weißen Damenflügels.

13. e2-e3
Nach 13. cxc5 hätte Schwarz mit 13. ... Da3+ 14. Ab1 c4! 15. Dxc4 (auf Dc1 folgt Dd6 nebst Dc5) Sc5! seinen Trumpf ausspielen können und wäre trotz des Verlustes von drei Bauern vollständig Herr der Lage gewesen.

13. ... Sc5! 14. c4xc5 Da6-a3+ 15. Sc5xc6
Der erste Bauer ist zurückgewonnen! Der Springer kann, wie leicht ersichtlich, nicht genommen werden (16. exc5? Lf5+).

16. Sg1-e2 0-0
Hier kam auch sehr stark Lg4 mit der Doppelbedrohung Sc3 und Lxc2 nebst Sc3+ in Frage.

17. Dc2-c1 Da3-b4
18. Dc1-c4 Dd4-c3
19. b3xc4 Dc3xc4
20. Dd1-b3
Auf Tc1 würde Weiß nach Lb7 den Bauern auf e4 verlieren.

20. Sc3xc4 Lf8-e8
21. Lh4xe7
22. Se2-g3
Der Textzug bietet hartnäckigeren Widerstand als 22. Lxc5 Lxc4. Auf 22. ... Lxc7 folgt natürlich Dd8+ nebst Lxc4.

22. ... Lxc7
23. Ld3-b8
24. Ld7xb8
25. Dd8-a5
26. Lf1xc4
27. a2-a4
Nunmehr geht für Weiß ein wichtiger Bauer verloren, der schließlich den Kampf zugunsten des Schwarzen entscheidet. 27. Tc1 hätte nach Dd3+ die Qualität gekostet.

27. ... Lxc4
28. Lh1-c1 Lb3xa4
29. Tc1xc5 La8-b8
30. Ab1-c1 Lb8-b5
31. Lc5-c8+ Rg8-h7
32. Da5-c3
Auch der Abtausch des gefährlichen Lg7 rettet die Partie nicht mehr. Der freie a-Bauer muß jetzt die Schlacht für Schwarz entscheiden.

32. ... Lb5-b6
33. Lc3xc7 Rg7xg7
34. Lc8-a8 a7-a6
35. La8-a7 La4-b5
36. Lc1-b2 Lb6-b7
37. Rb2-c3 Ld6-d3+
38. Rb3-f2 Ld3-b2+
39. Rf2-f3 h6-h5
40. e4-e5
Danach kommt es zum Turmtausch, jedoch war die Partie immer verloren.

40. ... Ld2-d7!
41. La7xb7 Lb5xb7
42. Sg3-f1 Lb7-c6+
43. Rf3-f2 a6-a5
44. Sf1-b2 a5-a4
45. Sc2-c4 Lc6-b5
46. Sc4-a3 g6-g5!
47. g2-g3 Rg7-g6
48. Rf2-e3 Rg6-f5
49. Rb3-d4 Dd5-e6!
Spielmann gab hier auf, da weiterer Bauernverlust unermesslich ist. Eine vortreffliche Leistung des holländischen Jungmeisters!

Sieg der Bauernmajorität.
Partie Nr. 64. Caro-Kann.
(Gespielt im Sommerturnier des Dortmunder Schachvereins.)

Weiße: Bizer. Schwarz: Wernke.

1. e2-e4 c7-c6
2. d2-d4 d7-d5

3. e4xd5 c6xd5
4. c2-c4 e6-e5
5. Sb1-c3 e5-e4
6. Sg1-f3 e4-e3
7. Lf1-e2 e7-e6

Außer diesem Zuge, der ein Bauernopfer anbietet, kommt auch sehr stark 7. cxd5 Scxd5 8. Lb5 Lc8 (oder Da5) in Betracht.

7. ... e7-e6
Schwarz verzichtet auf die Annahme des Bauernopfers mit dxc4. Die Textfortsetzung überläßt jedoch dem Weißen die Bauernmajorität auf dem Damenflügel und ist deshalb zu ablehnen.

8. c4-c5 Lf8-e7
9. 0-0 0-0
10. Lc1-f4 Sg6-e4
11. Sc3-b5
Gut war hier auch 11. Db3 und falls Sa5, so Da3 nebst b4 mit allmählicher Geltendmachung des Bauernübergewichtes auf dem Damenflügel.

11. ... Lg3-e5 Lg4xe2
12. Db1xe2 Sc6xe5
13. Lf4xe5 a7-a6
14. Sd5-c3 Se4xc3
15. b6xc3 b7-b6?
Danach behält Weiß den freien Bauern auf der a-Reihe, der ihm starke Gewinnchancen gibt. Besser war es, den Bauernvorstoß b6 zu versuchen, nachdem a6 gesichert war.

17. Dc2xa6 b6xc5
18. a2-a4 Dd8-b7
19. Tf1-b1! Tc8-a8
20. Da6-b7 Ta8-a7
21. Dd7xb7 Ta7xb7
22. a4-a5 Tb7-a7
23. a5-a6 Tf7-f6
24. Le5-b8 Ta7-a8
25. a6-a7 c5xd4
26. c3xd4 e6-e5
27. Lb1-b7 Rg8-f7
28. Lb8-d6 Tf8-e8
29. d4xe5 Rf7-e6?

Danach ist es schnell zu Ende. Längeren Widerstand hätte Schwarz mit fxc5 leisten können.

30. Dd8xe7 Te8xe7
31. Ta1-a6+ Rb6-f7
32. e5-e6+! Rf7-f8
33. Tb7xe7+ Rf8xe7

34. Rg1-f1, und Schwarz gab das aussichtslose Rennen auf.

Der Glücksbringer

Von H. Ashley

Franz Collard war nur ein kleiner Geheimpolizist in dem winzigen Fürstentum, das von malerischer Anhöhe auf das tiefblaue Mittelländische Meer herabblaut, doch in seinen Träumen sah er sich schon in der prächtigen, reich mit Gold betretenen Uniform, die sein oberster Vorgesetzter, Kommissär Martet, mit so selbstbewusster Miene trug. Und mochte ihn auch Suzy, seine allerliebste, schwarzlockige Braut, die ihm nachfolgend die Pflichten des Geheimpolizisten übernahm, er blieb doch überzeugt davon, daß sein Spürsinn, den er bei kleineren Anlässen schon wiederholt erprobt hatte, ihm einmal zu einer ganz großen kriminalistischen Entdeckung verhelfen werde.

Eines Tages, als er mit der Geliebten, Arm in Arm, über die belebten Promenadenwege Monte Carlos wandelte, machte er sie auf zwei Damen aufmerksam, die in einem Auto knapp an ihnen vorbeigefahren waren. „Hast du sie gesehen?“ flüsterte er ihr zu. — „Welche denn?“ — „Die junge Mädchen.“ „Meinst du die schöne Blondine, die immer einige Chins und manchmal auch einen schwarzen Kater mit sich führt?“ — „Nein, nicht Gräfin Warschawska, mein ich, sondern die ältere Dame, die neben ihr saß.“ „Hast du bemerkt, wie behängt sie war?“ — „Der reinste Juwelenladen!“ Und er erzählte ihr von Frau Thompson, der Witwe von einem amerikanischen Krösus, die eine Schwäche für Edelsteine hatte. Sie konnte deren nicht genug bekommen. Erst leghin hatte sie wieder ein historisch berühmtes Diadem von einem englischen Herzog gekauft. „Und denk dir,“ schloß Franz seinen Bericht, „gestern haben wir aus Paris die Mitteilung erhalten, daß zwei der bekanntesten europäischen Juwelendiebe hier eingetroffen sind. Ich könnte wetten, daß nicht die südliche Sonne, sondern der Schmuck der Frau Thompson sie in unser Land gebracht hat.“ — „Und hoffst du vielleicht, daß die Ganner das berühmte Diadem hehlen und sich dabei von dir erwischen lassen werden?“ — „Potente Suzy.“ „Warum nicht, Schatz? Mit ein bißchen Glück ist alles möglich!“

Und dem Polizisten lagte diesmal wirklich das Glück, denn wenige Wochen nach diesem Gespräch wurde das berühmte Diadem gestohlen, und zwar geschah dies unter



Der Genius des Todes

Eine Mozart-Novelle // Von Arnold Ulitz

Es hieß, der Prinz von Conti, der in Paris als ein Gourmet der Musik galt, habe geäußert: „Wenn ich meinen Jan Schobert nicht hätte, ich stelle Jean Geoffroy in meinen Dienst! Sie sind Teufel von Musikern, diese Deutschen!“ Das Wort des Kenners durchlief alle Salons, ein neuer Höhepunkt war ausgerichtet. Und Baron Grimm, der dem Prinzen an Kennerhaftigkeit kaum nachstand, stellte sogar die neue Größe dem wackeren Schobert voran und erklärte, daß Eddard eine neue Epoche des Klavierspiels eröffne.

Da wurde Schobert der Triumph, daß mit einem Male des neuen Lieblings überhaupt nicht mehr gedacht wurde; denn irgend jemand redete allerorten verächtlich von einem siebenjährigen Wunderknaben, der Orgel, Klavier und Violine genialisch spielte als irgendein Meister im musikalischen Reiche Maria Theresiens und sich sogar — wie phantastisch — als beachtlicher Komponist erwiesen habe.

Und eines Tages ward es Ereignis: Leopold Mozart aus Salzburg führte sich, seine zwölfsjährige Tochter Anna Maria, aber insbesondere den siebenjährigen Wolfgang Amadeus, den Wunderknaben, das ruhende Kind, den Pariser vor. Madame und Monsieur Schobert hatten die Ehre, als Gäste des Prinzen in seiner Loge zu sitzen. Schobert hatte ein feines Lächeln, das voller Güte sein wollte und das besagte, er wisse alles im Voraus. Aber er wußte nichts, nichts. Der Knabe spielte, und der Mann stand auf und lauschte und schaute mit einem hungernden Gesicht, und bald wußte er kaum noch, ob er höre oder nicht, bald schaute er nur immer auf das unbegreifliche Leben dieser Kinderhände. Er hatte die eigenen Hände zu Fäusten, und die gepflegten Pfoten klagten über Blaupapier aus seinem Fels. „Ein Gott spielt!“, sagte der Prinz, und Schobert bekam sich für eine Sekunde wieder in die Gewalt und hauchte dem prinzipiellen Urteil klavierspielerischen Beifall. Lorence flüsterte ihm zu: „Wer wird jetzt über Monsieur Eddard noch ein einziges Wort verlieren?“ Er aber sah sie zornig ob so großer Torheit an und zögerte: „Und wer wird über mich noch eine einzige Silbe verlieren? Sie werden alle von Sinnen sein!“

Dann brach ein überschwenglicher Beifall los, und er durfte es wagen, seinen Ingrimm laut zu äußern. „Weil er sieben Jahre alt ist! Das ist alles! Davon sind sie wie betrunken und verblödet sich an einem törichten Kinde!“ Und seine Stimme war so voll Haß und Zorn, als sei sie selber schuldig, sie als Weib und Mutter, daß da irgend

folgenden Umständen. Eines Abends hatte ein dienstlicher Kundgang Collard zu den stillen, blumenüberfüllten Hügeln geführt, auf denen sich, von Palmenbäumen überhaucht, die prächtige Villa der Amerikanerin zum nächtlichen Himmel erhob. Er zögerte eine kleine Weile vor dem schmiedeeisernen Gittertor, als plötzlich ein gellender Schrei aus dem Innern des Gebäudes drang. Im Nu war er durch das Tor im Garten, stieß die Eingangstüre auf und fand sich in der weiten Halle einem zitternden Staubemädchen gegenüber. „Dort... dort...“ flammte Jeanne auf eine Türe weisend. „Meine Dame...“

Wenige Sekunden später stand Franz in einem Verbindungsgang, der es verdient, näher beschrieben zu werden. In einer der Mauer, die sich als die Außenmauer erwies, war in etwa zwei Meter Höhe eine schmale, rechtwinklige Lüftungsvorrichtung angebracht, deren Öffnung so klein war, daß kein menschliches Wesen sich hätte durchzwängen können. Am Ende des Ganges klappte jetzt eine Stahltür weit offen, die den Eingang zu einer Stahlkammer bildete. Diesen diebes- und einbruchsfähigen Raum hatte der frühere Besitzer der Villa, ein bekannter französischer Bantier eigens konstruieren lassen. Auf dem Boden des Ganges lagen in tief bewußtlosem Zustand Frau Thompson, die Herrin des Hauses und ihre neueste Freundin, Gräfin Warschawska. Franz beugte sich über die beiden reglosen Gestalten und nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie normal atmeten, gab er dem hinzugeeilten Diener, der ihm als vertrauenswürdig bekannt war, den Auftrag, Kommissär Martet von dem Geschehnis telefonisch zu verständigen und ihm zu sagen, daß er, Franz Collard, bereits am Tatort auf ihn warte.

Der Geheimpolizist sah sich nun aufmerksam im Raume um, ohne jedoch die Gegenstände zu berühren. Nirgendes war auch nur eine Spur einer Chloroformflasche zu entdecken. Dann holte er das Stubenmädchen aus, das ihm ängstlich gefolgt war. Von ihr erfuhr er, daß Gräfin Warschawska ein täglicher Gast im Hause war und auch an diesem Abend mit ihrer Herrin zu Abend gegessen hatte. Jeanne hatte die beiden Damen bedient und beim Abräumen des Tisches gehört, wie ihre Dame sich erhob, machte, der Gräfin den neuen Schmuck zu zeigen. Die beiden Damen hatten sich gleich darauf erhoben und waren vor ihr zu der äußeren Stahltür gegangen, die vom Speisezimmer zum Verbindungsgang führt. Mit dem Gehörr unterwegs, erinnerte sich aber das Stubenmädchen, daß sie die Gläser auf dem Tisch hatte stehen lassen. Sie kehrte ins Speisezimmer zurück und konnte durch die offene Tür beobachten, wie ihre Dame sich in der Stahlkammer zu schaffen machte. Raum jedoch hatte Jeanne das Zimmer verlassen — es mochten nach ihrer Angabe nicht mehr als fünfzehn Sekunden vergangen sein —, als sie einen erstickten Aufschrei vernahm. Einen Augenblick verblüffte sie unschlüssig, dann stürzte sie zurück, und ihr Schreidenschrei war es, der Franz herbeigerufen hatte.

Der Polizist überlegte. Dieser merkwürdige Vorfall mußte sich in den fünfzehn bis zwanzig Sekunden abgespielt haben, da die beiden Frauen dem Blickfeld des Stubenmädchens entzogen waren. Er selbst war während dieser Zeit vor dem Gittertor der Villa gestanden und er hätte unbedingt jeden bemerken müssen, der ins Haus trat oder es verließ. Die Villa hatte zwar noch einen rückwärtigen Ausgang, der führte aber

durch die Dienerkammer, und das ganze Personal war anwesend.

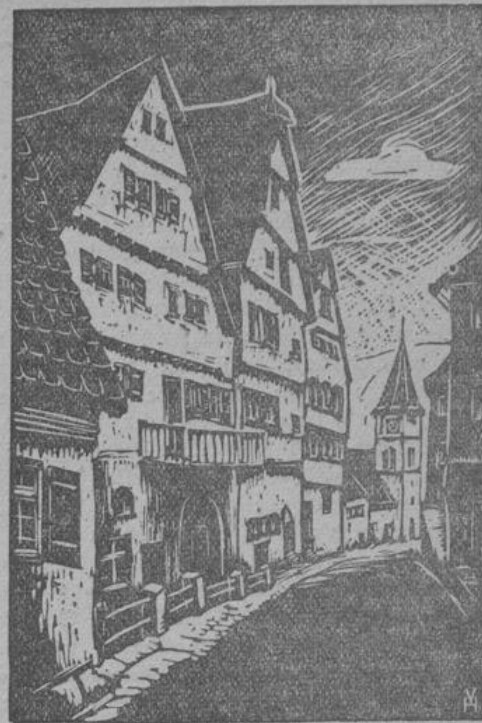
Die Ankunft des Kommissärs, der in Begleitung eines Arztes erschien, unterbrach seine Gedankenarbeit. Nachdem er seinem Vorgesetzten Bericht erstattet hatte, ließ Martet sofort telefonisch einige Mann zusammenkommen, die das Haus vom Dachboden bis zum Keller zu untersuchen hatten. Indes war es dem Arzt gelungen, die beiden Damen wieder ins Bewußtsein zurückzurufen, und er erklärte, daß die Amerikanerin zu jenen Frauen gehörte, die im Handumdrehen unter der Einwirkung eines narkotischen Mittels zu betäuben wären.

Nachdem sich Frau Thompson ein wenig erholt hatte, stellte sie stotternd und unter Tränen fest, daß das kostbare Brillantdiadem verschwunden sei. Sie hatte es noch vor einer Weile zum elektrischen Licht gehalten, um den wunderbaren bläulichen Schimmer der Steine der Gräfin zu zeigen, als dieses Licht plötzlich ausging und ein starker Chloroformgeruch sie betäubte. Die Gräfin erzählte eine ähnliche Geschichte, mit dem Unterschied jedoch, daß sie sich deutlich entsinnen konnte, wie ein stahlharter Arm sie umschlungen hatte, ehe sie das Bewußtsein verlor.

Kommissär Martet stellte nun an Gräfin Warschawska das höfliche Begehren, sich durchsuchen zu lassen. „Es ist nur eine Formsache“, fügte er hinzu. Lächelnd willigte die schöne Frau ein. Doch weber der Schmuck, noch sonst etwas Verdachtregendes wurde bei ihr gefunden. Auch die Hausdurchsuchung verlief ergebnislos. Man hatte nichts entdeckt, was auch nur den geringsten Anhaltspunkt geben konnte. Keine Fußspuren — keine Fingerabdrücke und keine Chloroformflasche. Der Fall wurde immer rätselhafter. Das Stubenmädchen, das möglicherweise in Betracht kommen konnte, verfügte über einen sehr guten Leumund. Außerdem wäre die ihr zur Verfügung stehende Zeitspanne viel zu knapp gewesen. Und die Gräfin? ... Lächelnd erhob sich gerade die schöne Frau, um von ihrer Gastgeberin unter vielen Teilnahmebezeugungen Abschied zu nehmen. „Wir können sie ruhig gehen lassen“, meinte Kommissär Martet zu dem Geheimpolizisten, „Sie kann es schließlich gewesen sein. Wo hätte sie auch den Schmuck und die Chloroformflasche versteckt? Und ohne Behälter hätte sie das Chloroform nicht mit sich führen können. Man kann doch unmöglich annehmen, daß sie bloß mit einem in Chloroform getränkten Tuch mit der Hausfrau bei Tisch gegessen hat!“

Franz hatte sich während der ganzen Zeit still und beobachtend verhalten, doch während sein Mund schwiege, arbeitete sein Hirn fieberhaft. Stimmrunzelnd sah er, wie die Gräfin das Haus verließ. Eine gelle Klarheit riß plötzlich in ihm auf und er wandte sich an seinen Vorgesetzten mit dem Ersuchen, Frau Thompson eine Frage stellen zu dürfen. „Ja“, willfahrte Martet zögernd. „Ist Ihnen vielleicht etwas aufgefallen?“

Doch Franz hatte sich schon zu dem Lehnstuhl begeben, in dem die Amerikanerin blaß und erschöpft ruhte. „Berzählen Sie, gnädige Frau“, sprach er sie an, „haben Sie einmal eine schwere Operation durchgemacht?“ Sie blickte ihn überrascht an und nickte zustimmend. Und mit einer Bereitwilligkeit, die bei einer älteren Dame, die eben aus einer tiefen Narkose erwacht war, merkwürdig anmutete, erzählte sie ihm alle Einzelheiten des chirurgischen Eingriffs. Collard nahm mit feigender Erregung ihre Mitteilung entgegen, und sie waren noch kaum zu Ende, als er sich verbeugte und spornstreichs das Zimmer verließ. Hinter ihm der Kommissär. „Was gibts Collard?“ fragte er den Polizisten, der zu laufen begonnen hatte. „Herr Kommissär“, keuchte Franz, „wenn eine ältere Frau eine schwere Operation hinter sich hat, dann erzählt sie jedem davon, der es nur hören will. Eine Dame war heute Abend im Hause, die ganz genau



Straße in Wildberg

wußte, wie Chloroform auf Frau Thompson wirken würde. Ich will sie noch erwischen, ehe es zu spät ist!“

Der Kommissär konnte mit Collard, der viel jünger als er war, nicht Schritt halten. Franz hatte einen ziemlichen Vorsprung, als er die Villa Bellevue erreichte, die der Wohnsitz der schönen Gräfin war. Sie lehnte eben an einem Balkon des Erdgeschosses und sah gespannt ins abendliche Dunkel, als wartete sie auf etwas. In jugendlichem Ungeklüm ergriff der Polizist mit einer Hand die Kante der Steinbrüstung und zog sich herauf. „Was wollen Sie von mir?“ fauchte ihn die Gräfin an.

„Nur mit Ihnen ein wenig warten, Frau Gräfin“, sagte Franz höflich.

Sie schritt vor ihm ins Zimmer, und ihre kleinen Chins folgten ihr kläffend auf den Fersen. Der Polizist blickte sich neugierig im Hause um und lächelte befriedigt. „Frau Gräfin“, sagte er liebenswürdig, „es gibt drei Lebewesen, die jederzeit ihren Weg nach Hause finden. Ein betrunkenen Chemann, eine Brieftaube und eine Kage. Eine Kage kehrt stets zurück und eine Kage kann auch durch einen schmalen Luftschacht gewagt werden. Ich habe bemerkt, daß Frau Gräfin heute Ihren Gefühlsgeheimnissen untreu geworden sind und keinen Ihrer Hunde mit hatten.“

Sie versuchte Einwendungen zu erheben, und den schlingelhaften Lippen entströmten Worte, die in kraßem Widerspruch zu ihrer vornehmen Erscheinung standen. Franz ließ sich jedoch nicht einschüchtern und hielt sie fest. Einige Minuten später schloß ein schwarzer Kater durch das offene Fenster. An einem Gummiband um den Hals trug er ein Leinwandstück, das zwei interessante Dinge enthielt: ein wunderbares Brillantdiadem und eine Chloroformflasche. — Wie der Polizist richtig geschlossen hatte, war er der einzige Mitschuldige, der sich geräuschlos und unsichtbar im Dunkel der Nacht entfernen konnte. Hätte er es nicht vorgezogen, einen kleinen Umweg zu machen, wäre die schöne Gräfin niemals beim Diebstahl ertappt worden.

Collard wurde natürlich befördert und er heiratete seine Suzy. Am Hochzeitstage schenkte ihm die reizende Braut einen schwarzen Kater als Glücksbringer.

stehen, daß er die Mißhandlung des zarten Kindes dulde, er spreche den ganzen Tag von Mozart, und nachts richte er sich aus offenbar gräßlichen Träumen auf und schreie: „Still! Der Teufel spielt!“

Da hielt der Gazettenstreicher Dr. Broc, der ohnehin von der Lächerlichkeit seiner Mitbürger lebte, den Fall für lohnend und schrieb einen scheinheiligen, hymnischen Aufsatz über Wolfgang Amadeus, doch jedes an Bosheit gewohnte Ohr vernahm, daß ihm an der Lobpreisung des Kindes weit weniger lag, als an der Verpötlung des närrisch neidischen Mannes. „Was nach jahrzehntelanger tödlicher Mühe die fünfzigjährigen Meister endlich beherrschten, das vernahm, wir haben es gehört und gesehen, in größerer Meisterschaft ein zartes Kind. Wie unliebenswürdig und ungerecht sind die Götter, ein Kind aus ihrem Raunenfüßhorn so üppig zu überschütten, ein Kind, das schlechterdings nicht, wie etwa Monsieur Schobert, jahrzehntelange lernen konnte, da ja sein ganzes Erdenwallen nicht einmal ein einziges Dezzennium umfaßt. Wie unvorsichtig, auch von den Göttern (wenn es erlaubt ist, Götter zu tadeln), bringen sie doch die Tugend des niederen Geistes in Mißtreit! Zu verstehen wäre es hier zu gut (ob auch zu beklagen), wenn die braven Köpfer ein für allemal die Hände von ihren Instrumenten ließen, da sie ein ganzes Menschenleben brauchen, um am Ende vor einem Knaben erblaffen zu sollen! Glückselig ein Talent, das dem Genie neidlos zu applaudieren vermag! Aber wie bedauernd wert das Talent, wenn es wie ein Kaminfeuer ist, das sich vor Gram verzehrt, niemals der göttlichen Sonne (Mozart) zu gleichen.“

Seiner Freund Schoberts war ihm natürlich dieses Zeitungsblatt auf sein Krankenbett. Er las und sagte eifrig: „Es ist genug, man muß Einhalt gebieten, Paris braucht einen Arzt, nicht ich!“ Ganz plötzlich war er genesen und schrieb sein selbstmörderisches Pamphlet: „Der Mann von Ehre gegen den Schlarlatan.“

Und Paris lachte. Familie Mozart war längst nach London weitergereist, aber Paris sprach von dem Wunderkinde, das einen ordentlichen Mann um seinen Verstand gebracht hatte.

Der Prinz von Conti selbst war lächerlich gemacht, weil sein eigener Musiker derart zum Narren wurde. Er gab ihm eine Gnadenpension, entließ ihn schroff aus seinen Diensten und berief statt seiner Monsieur Eddard. Vergeblich hat der unglückselige Schobert um eine Aubien, und keineswegs etwa, um Neue zu bezeugen, sondern um dem Prinzen, der doch ein wirklicher Kenner sei, Mensch gegen Mensch zu beweisen, daß Mozart ein Blendwerk war, sein Können ein Strohhalm. Und daß der siebenjährige Meister als Mißgeburt bezeichnet werden müsse.

Er war verrückt, und Paris lachte.

Er trieb Lorence in die Kirche und hieß sie beten, Gott möge den Knaben töten oder wenigstens einen Hund gegen ihn hehen, der ihm die lästerlichen Finger zerfleische und für immer zum Spiel untauglich mache. Die betete wirklich, ihr Flehen aber lautete: „Herr, gib ihm den Frieden zurück!“

Da erfuhr man, daß die drei Mozarts über Amsterdam und Brüssel noch einmal nach Paris kommen würden. „Sein böser Geist führt ihn hierher“, flüsterte Schobert. Es gelang ihm, bei einem verbrecherischen Apotheker vergiftete Schokolade zu beschaffen. „Kinder naschen gern“, lächelte Schobert, und am Tage des angekündigten Konzerts begab er sich in den Gasthof, wo die Künstlerfamilie wohnte, um dem kleinen Herrn seine devoteste Aufmerksamkeit zu machen. Er brachte nach den Gemächern nicht lange zu fragen. Ein wunderbares Spiel tropfte klingend, schwermütig und selbstsam höflich zugleich durch das Haus. Er krieg behütam die Treppe hinauf und harzte laufend. Der Haß schmolz fort aus seinem altgewordenen Gesicht, ein Lächeln flog darüber hin. Unwirsch wandte er sich um, als jemand rüchloslos laut die Treppe heraufstieg, aber es war Herr Leopold Mozart und Demoiselle Maria Anna. Schobert hatte den Dressur im Zimmer vermutet, aus dem das Klavierpiel drang. „Was ist das?“ fragte er heftig. „Was spielt er?“ Herr Mozart lächelte stolz: „Ich weiß es nicht. Niemand auf Erden hat es je vernommen, es ist soeben neu geboren, er hat es soeben erfunden!“

Es war, als wollte sich Schobert auf ihn stürzen, elne so mörderische Wut entmenschte eine Sekunde lang sein Gesicht, dann wurde er plötzlich demütig wie ein Domestik und drückte sich an Herrn Mozart und dem Mädchen scheu vorüber. Lange trotzte er durch die Stadt und murmelte wie ein kindlicher Greis vor sich hin. Erst abends betrat er sein Haus. Er rief Lorence und die Kinder und sprach: „Seid heiter und esset ein wenig! Mir ist wieder wohlher zumute, und ich werde nie wieder ärgerlich und traurig und ungerecht sein!“ Dann geleitete er die Kinder in ihre Zimmer. „Warum weinen Sie, Vater?“ „Vor Freude!“ antwortete er, „weil ich genesen bin. Mein Gemüt war erkrankt, jetzt ist die Ordnung wiederhergestellt. Schlaf gut!“

Als er zu Lorence zurückkam, küßte sie: „Ich bin plötzlich krank geworden, Vater, oh, hole einen Arzt, ich bin sehr krank!“ Er sagte: „Wir dürfen alle nicht mehr leben, wir haben kein Recht mehr, denn er ist wirklich ein Genie, und ich bin nichts!“ Sie wollte schreien, sie fant um. Er sah selber vom vergifteten Nahrungsmittel, und seine irren Augen glänzten schwärmerisch.

Im Theater erhob sich Wolfgang Amadeus Mozart von seinem Sesseln, verbeugte sich anmutig und wies den Berauschten, den Rasenden sein lächelndes Kinders Gesicht.

Münster hört den Führer.

† Münster, 18. August

Schon am frühen Morgen gingen an den Rufen die Fahnen hoch. Straßen prangen im leuchtenden Rot des Hakenkreuzbanners, an Radiogeräten wurden die Lautsprecheranlagen herausgebracht. Man rüstete für den Abend, für die große Rede des Führers.

Auf dem Hindenburgplatz sammelten sich zum Gemeindefestempfang vor geschmückter, fahnenumkandener Tribüne, die gesamte münsterische SA, die SS, der NSDAP, die Arbeitsfront mit ihren Betriebsgruppen und die Amtswalter der PD. Zu Zehntausenden war Münster aufmarschiert, den Führer zu hören. Und kaum jemals hat eine Menge begeistert einer Rede gelauscht und kaum jemals sang man ehrlicher, feister und ernster das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied als an diesem Abend auf dem Hindenburgplatz. Seltener fackelte kein die Fahnen und Banner aufleuchten; Symbole eines neuen einigen und einmütigen Deutschlands.

Nach Schluß der Rede formierten sich die Abteilungen zu einem imposanten nächtlichen Werbe- und Aufmarsch durch die von Menschen dicht umfüllten Straßen. Vor dem Rathaus nahmen Reichsstatthalter und Gauleiter

Dr. Meier und Brigadeführer Lorenz den Vorbeimarsch ab.

Handwerker!

Es ist stets Dein Stolz und Deine Ehre gewesen, Dir selbst und Deinem Vaterlande treu zu sein! In Krieg und Frieden hast Du und haben Deine Vorfahren Deinem Volke die Treue gehalten und für seine Größe gekämpft!

Der Führer hat Dir Deiner Stellung wiedergegeben, die Du Jahrhunderte hindurch innehabst. Der Führer hat Dich wieder an den Platz gestellt, der Deine Ehre schützt, Deiner Arbeit entspricht, Deine Zukunft sichert! Auf Dich schaut Deutschland! Es weiß, daß Du am 19. August Deine Pflicht tust!

R. Wagner, Malermeister
Präsident der Handwerkskammer
Münster.

† Münster, 18. Aug. Gräfin Merveldt nimmt Abschied vom Vorort im Vaterländischen Frauenverein v. R. A. Die langjährige, hochverehrte Vorsitzende des früheren Verbandes der Vaterländischen Frauenvereine vom Roten Kreuz, Hedwig Gräfin Merveldt, teilt in

einem Rundschreiben an die Vorstände, Mitglieder und Jugendabteilungen der Vaterländischen Frauenvereine vom Roten Kreuz in Westfalen mit, daß die Reichsfrauenführerin des Deutschen Roten Kreuzes, Frau Scholz-Klink, die Gräfin zu Merveldt als kommissarische Führerin des Provinzialvereins Westfalen ernannt hat. Gräfin Merveldt legt daher ihr bisheriges Amt in deren Hände. Die Reichsfrauenführerin und die f. Provinzialvorsitzende haben der Gräfin Merveldt ihren Dank für ihre langjährige Arbeit ausgesprochen.

† Ibbenbüren, 18. Aug. Nach gegen Motorrad. Als der aus Hammüren stammende Arbeiter St. mit seinem Motorrad sich auf der Straße von Loggenbed nach Velppe befand, sprang plötzlich in wenigen Schritten ein Reh auf die Fahrbahn und direkt vor die Maschine des St. Der Fahrer stürzte und blieb bewußtlos liegen. Als der Mann wieder zu sich kam, lag er, daß in einiger Entfernung das Reh mit schweren Verletzungen lag. Eine Kugel war vom Lauf abgerissen worden. Trotz der Verletzungen schleppte sich das Tier noch in ein Dörfchen. St. verlor jedoch wegen der bei dem Sturz erlittenen schweren Arm- und Beinverletzungen nicht zu folgen.

† Ibbenbüren, 18. Aug. Eine 80 Meter lange Brücke. Die Arbeiten zur Erweiterung des Dortmund-Ems-Kanals bei Dörenthe machen weiterhin sehr gute Fortschritte. Mehrere erwerbsfähige Leute konnten inzwischen wieder eingestellt werden. Mit den Erweiterungsarbeiten laufen parallel die Arbeiten zur Begräbnis der Gefährdeten, oft „Fodesturpe“ getriebenen Straßenturme an der Brücke bei Saerbeck. Man wird die

hier bestehende Brücke demnächst gegen eine neue austauschen, die anders gelagert ist als die heutige. Die neue Brücke wird einer längeren Straßenzugführung entsprechend über den Kanal führen und einen Spännweite von 80 Metern erhalten. Wenn die Brücke ausgetauscht werden wird, steht, wie wir auf Anfrage bei der Wasserbaudirektion erfahren, bisher noch nicht fest.

Münsterischer Marktbericht.

× Münster, 18. August. Der Wochenmarkt war bei reicher Beschickung gut besucht. Es kosteten: Landbutter 1,25 und 1,30, deutsche Molkebutter 1,40, deutsche Rohbutter 1,10, Markt, Landeier 7 1/2 und 8 Pf., standardisierte Eier mit dem Stempel A 9, B 8 1/2, C 8, D und E 10, Enteneier 8 Pf. Für Hühner bezahlte man 70—80, für Hähnchen 70 und Tauben 45—60 Pf. Auf dem Gemüsemarkt wurden bezahlt für Wirfing 10 und 15, Rottkohl 15, Weißkohl 10 und 15, Schlangengurken 10—30, Einmachgurken 100 Pf. 70—150, Zwiebeln 15, Perlzwiebeln 15—35, Schalotten 20, Wurzel 8 und 10, Fenchelbohnen 15—25, Wacholderbohnen 25 und 30, Kopfsalat 5—10, Blumenkohl 10—40, Spinat 30, Stengelrüben 15, Erbsen 30, Kohlrabi 15 und 20, Johannisbeeren 10, Porree 5, Mangold 10, Sellerie 10—20, Meerrettich 20 und 25 und Rote Beete 10. Auf dem Obstmarkt forderte man für Birnen 10—25, Äpfel 10—30, Pflaumen 15—35, Preiselbeeren 35, Waldbeeren 35, Weintrauben 20—40 und Johannisbeeren 20 Pf.

Statt Karten.
**Aenne Ribbert
Felix Brüning**
Verlobte
Ahaus i. W. Gescher i. W.
den 19. August 1934. [4413]

Statt Karten.
Die glückliche Geburt einer
Tochter
zeigen an
**Heinz Dyckhoff
und Frau Fanny**
geb. Mordfeld. [4402]
Rheine, den 18. August 1934.

Obstverkauf.
Am Freitag, den 24. August 1934, vormittags
10 Uhr, soll die diesjährige Obsterte,
Apfel, Birnen und Pflaumen
für Herrn Bauer Friedr. Bals, Haus Rölke zu Hemm-
wich d. Darfeld auf den Bäumen verkauft werden.
Die Sorten sind: Dorenböck, Sternrenette, graue
Rennette, Boskop, Nobelle, Landsberger, Weißer, Kocks-
Dracon und dergleichen.
Treffpunkt am Obeliskpunkt der Hemmewicher Chaussee
und des Kommunalweges Rölke-Hövingen. [4410]
Darfeld, den 15. August 1934.
Sof. Tombdrink, beed. Auktionator.

Auto-Reifen
Neugummierungen werden nur in
Atlantik-Vollmulden unter
Garantie ausgeführt. — Reparaturen
an Decken und Schläuchen billigst. [4394]
Großes Lager in sämtl. neuen Reifen
neugummierter, sowie gebr. Reifen billig.
Autobereifungshaus und Neugummierwerk
Hans Stieglitz
Münster i. Westf. Telefon 268 37.
Georgskommende 13.

Sexta bis Abitur
Gymnas., Real-Gymn., O-Realsch. Zurückgebliebene
werden durch Fortkurse beigegeben. Kleine
Klassen; deshalb außerordentliche Erfolge. Geistl. Lt.
Pädagogium-Canslanten, Löhndhausen (Westf.)

Oberrealschule d. Schulbrüder
mit Internat Herz-Jesu-Heim.
Staatl. Prüfung an der Schule selbst. Freie, gesunde
Höhenlage, 500 m. Haushalt. Ordensschwester. In den
letzten 3 Jahren erhielten 115 Schüler das Abitur u. 92
die Obersekundareife. Aufnahme jederz. in Kl. VI—XI.
Illertissen bei Ulm a. D.

Staatliche Hochschule f. Musik u. Weimar
Dir. Professor Dr. Felix Oberdorbeck
Erste Orchesterschule Deutschlands
Ansbildung in allen Zweigen der Tonkunst,
Gesang, dramatischer Unterricht, Pädagogisches
Seminar, Kirchenmusikalisches Institut, Meisterkurs
für Klavier (Alfred Höhn) Ab 1. Oktober 1934
Institut für Schulausgaben, Aufnahme September
Januar, April, Prospekt, Ausk. erteilt d. Sekretariat (Am Platz 4)

Schneiderinnen
die sich für den Beruf und für eine spätere
Prüfung gut ausbilden wollen, besuchen die
Zuschnittdschule für Damenschneiderei
Geschw. Müller, Münster, Windthorst-
straße 16. Erstkl. Ausbildung! Schülerlehre-
karten für Auswärtige. Bei Anfragen genügt
einfache Karte. [1990]

Klara-Fey-Haus
Haushaltungsschule und Haush.-Pensionat,
letzteres mit 12jäh. u. 15jäh. Lehrgang
Gedieg. Ausbild. Mädl. Preise. Beginn
des Wintersemesters 4. Sept. 1934. [386]
Schwestern v. a. Kinde Jesu,
Bonn, Roblenzer Straße 65.

Wo ist ein Geschäft?
müß. Textil. für sofort zu kaufen
oder zu pachten? Erstkl. auch tätiger
Teilhaber. Anbahnung sofort. Off.
unter Nr. 1339 an das Bocholter
Volksblatt, Bocholt, erbeten. [4409]

Oberammergau!
III. Sonderzug vom 25. 8. — 31. 8.
Preis der schönen Bayernfahrt (mit Bes. von Heidel-
berg, Kloster Ettal, Parnachklamm, Garmisch-
Partenkirchen, München, Nürnberg) sowie Gelegenheits z.
Bes. d. Bayer. Königsschlösser, einschl. Bahn. III. Kl.
Unterkunft u. Verpflegung, Führung 84,50 RM.
Anmeldeschluß 22. August. [4419]
Relsebüro E. Vandel G. m. B. H., Münster i. W.,
Salzstraße 9. Telefon 258 85.

**PAUSCHALKUREN
WOCHENEND**
BAD BENTHEIM
RHEUMA-NEURALGIEN-ISCHEMIE
Kurzeit: Mai-September
Zimmer mit Pension
von 4,50 RM ab
Fürst zu Benth. Badeverwaltung

**Die gute Tasse Kaffee
und ein gut gepl. Bier**
trinkt man
in Dülmen
im Schloß-Café
Autorisierte Vertretung
Fischer & Co., Münster
Adolf-Hitler-Straße 48.
Telephon 23644/45.

**Hotel-Restaurant
Küpper-Fechtrup**
Münster i. W.,
am Marienplatz. [4413]
Moderne Bezahlbarkeit
bei mäßigen Preisen.

**400 m
Feldbahngleis**
mit 6 Wagen und Wägen, fast
neues Material, zu verkaufen oder
kurz- und langfristige zu vermieten
Karl Küpper,
Dauenborst 39 b. Rheine. [4417]

Stricker-Fahrräder
direkt an Private
Spezial-Rad mit
Freilauf-Näher-
bremse RM. 32-
Chrom-Katalog
kostenlos. Tägl.
Dankschreiben.
E. & P. Stricker Badewede-
Fahrradfabrik
Bielefeld 131

**Zur
herbstdüngung
Stickstoff?**
Ja!

Er kräftigt die Saaten noch vor Eintritt des
Winters und beugt Auswinterungsschäden vor.
Auch den letzten Winter haben die kräftig
ernährten Saaten am besten überstanden.
Frühzeitige Düngung verringert die
Lagergefahr.
Herbstdüngung der Wiesen und
Weiden bewirkt zeitigeres Er-
grünen im Frühjahr und verkürzt
somit die teure Stallfütterung.

Bei Frühbezug besondere Preisvorteile!

Schlank-jung-dassisch
durch Dr. Ernst Richters Frühlingskräutertee
regt den Stoffwechsel an, fördert die Ausscheidung und
sorgt für gesunde Gewichtszunahme. Jetzt auch als
Dix-Tabletten. In Apotheken und Drogerien. v

SM Sanator Dr. Müller, Dresden-Loschwitz
Schroth- und alle Naturheilkuren
Große Heilerfolge — Broschüre frei

Heizmangel
lobnen sich überall,
auch in kl. Land-
orten, mit nach-
weisbar auf. Er-
folge. — Sünderte
Berichte, einige-
rlei. Näheres
Sohn, Mefela, Rb.
Am. Mefela, Rb.

Mädchen
welches sämtliche Hausarbeiten ver-
richten muß, gelucht, Sam. -Mädchen.
Offerten unter H. L. an die Münster-
ländische Volkszeitung, Rheine.

Vertreter
zum Vertrieb eines erstkl. chem.
Glasreinigungspräparates (A. B. a.
Reinigen von Glas- und Glas-
flächen) sofort
für den besten Preis gelucht. An-
gebote unter Angabe v. Ref. unter
M. A. 865 an d. Vln.-Agentur, Duis-
burg, Ruhrstraße 2/4. [4377]

Mädchen
für Landhaush.
müß. zum 1. 10.
brav. kath. [4391]
n. Lande- u. Küche,
Haus u. Garten-
arbeit gelucht.
Erstkl. Schwei-
mann, Münster.
St. Mauritz,
Berle 29.

Mädchen
für kath. Ge-
schäftsbaush. ein
tüchtiges, selbst.
[4398]

Angebote
Suche bis 1. Sep-
tember ein älteres,
tüchtiges, kinderl.
und kath. [4362]

Mädchen
zur Führung des
Haush. in einer
Gastwirtschaft auf d.
Lande. Kinderl. 13.
10 u. 8 Jahre alt.
Vln. u. AB 175 an
die Vln.-Berm. der
Jeno, Münster.

Mädchen
Suche a. 1. Sept.
ein ehrl., lauberes
Mädchen
von 17—20 J.
Münster i. W.,
Sonnenstraße 77.

Mädchen
Sofort in bessere
Landwirtschaft
anständig, laub.
[4398]

Mädchen
nicht unter 20 J.
gelucht. Etn. Vor-
kenntn. erwünscht.
Off. unter A. B. 179
an d. Vln.-Berm.
der Jeno, Münster.

Mädchen
zu Sept. in groß.
Gastwirtschaft be-
raucht, Famil.-
Mädchen, Lohn n.
Uebererkenntn.
Off. an [4414]
Gut. Nevinghof
d. Münster. [4405]

Gesuche
Kath. Fril., 44 J.,
außerl., part. im
Haushalt, f. paff
Wirkungskreis a.
Hausbälterin
bei elng. Herrn b.
beid. Vln. u. a.
liebt in Mün-
ster. Off. unter
A. B. 178 an die
Vln.-Berm. der
Jeno, Münster.

Vertreter.
Guter Verdienst.
Sofortige Provi-
sionsauszahlung.
Offerten unter
1925 an d. Weiler
Volksbl., Weiler,
erbeten. [4290]

Chauffeur
gelernter Schloffer, 24 J. alt, der
auch alle landw. Arbeiten verrichtet,
sucht Stellung. Off. unter 1340 an
das Bocholter Volksblatt, Bocholt,
erbeten. [4407]

**Warum
MÜNDE
Typ 210**

Er kennt seine Vorzüge!
1. Größte Leistungsfähigkeit und fabel-
hafte Trennschärfe.
2. Echte Präzisions- und Qualitäts-
Arbeit.
3. Herrlich im Klang.
4. Formschönes edles Nußbaum-Ge-
häuse.
5. Mit den Schikanen eines Groß-
empfängers, wie z. neue MENDE-
abc - Skala, Allwellen-Sperrkreis,
Tonblende, Lautstärken-Regler.
und der Preis?
nur RM 210,-
mit Röhren. Auch bequeme Teilzahlung

Jedes
gute
Fachge-
schäft
führt
MÜNDE

Bezugsquellen weist nach: [4388]
Mende-Radio-Vertrieb Rheinland,
Auslieferungslager Münster i. Westf., Sonnenstr. 90.
vitaminreich, gesund, milde, durch seinen
Gehalt an konzentriertem Zitronen-Saft
zutraglich auch für empfindliche Personen
würzig und pikant, für alle Zwecke
geeignet.
Eine Originalflasche zu RM. 0,60 erhält
etwa 2 Liter feinsten Gesundheits-Ess.
Erhältlich in den Heinr. - Hill - A. G.
Geschäften.

Hülsbörner & Weischer
Fernruf 254 30 Münster i. W. Wermelingstr. 9a
Das Elektromotoren-Reparaturwerk des Münsterlandes
für Industrie, Landwirtschaft und Gewerbe, die Ankerwickel
für jedermann. Neue und gebrauchte Elektromotoren.
Veredelter Sachverständiger
für das Elektromaschinenbauhandwerk.

**Sparen heißt
nicht immer**
— daß bei sinkenden
Ausgaben die Einneh-
men gleichbleibend sein
müssen! In der Werbung
zu sparen, bedeutet Rück-
gang der Umsätze. Spere-
n Sie also nicht mit den
Anzeigen für die
Zeno-Zeitungen
Anzeigen-Verwaltung der
Zeno, Münster i. Westf.